



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Freiwilligenarbeit und soziale Teilhabe im Alter

Gründe und Bedingungen für formelles freiwilliges Engagement
von Seniorinnen und Senioren in Wien

verfasst von / submitted by

Anna Fassl, BSc (WU) BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2019 / Vienna 2019

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

A 066 905

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Soziologie

Betreut von / Supervisor:

ao. Univ.-Prof. Mag. Dr. Franz Kolland

Ich danke ...

- ... Prof. Dr. Franz Kolland für die Anregungen, das konstruktive Feedback sowie die Bereitschaft diese Arbeit zu betreuen
- ... Mag. Martin Oberbauer, Doris Moravec, Josef Heinzl und Marlies Matejka für die Unterstützung bei der Suche nach Interviewpersonen
- ... meinen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern, dass sie sich einerseits viel Zeit für mich genommen haben und andererseits sehr ausführlich über ihre ganz persönlichen Erfahrungen mit ihren freiwilligen Tätigkeiten berichtet haben
- ... Sara und Uli für die Anregungen und Diskussionen, nicht nur, aber auch bei dieser Masterarbeit
- ... Christoph, Fritz und Uli

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung	1
2. Theoretischer Hintergrund und Stand der Forschung	6
2.1 Freiwilligenarbeit.....	6
2.1.1 Begriffsschärfung.....	7
2.1.2 Formelle Freiwilligenarbeit in Institutionen.....	9
2.1.3 Non-Profit-Organisationen als Akteurinnen in der Freiwilligenarbeit.....	11
2.1.4 Freiwilliges Engagement in Österreich.....	13
2.1.5 Einflussfaktoren auf Freiwilligenarbeit.....	16
2.1.6 Persönliche Gründe für und gegen Freiwilligenarbeit.....	17
2.1.7 Freiwilligenarbeit älterer Menschen.....	19
2.2 Soziales Kapital – Sozialkapital.....	21
2.2.1 Soziales Kapital nach Pierre Bourdieu.....	24
2.2.2 Sozialkapital nach Susanne Hartung.....	28
2.2.3 Soziales Kapital älterer Menschen.....	30
2.3 Soziale Austauschprozesse.....	31
2.3.1 Reziprozität nach Christian Stegbauer.....	32
2.3.2 Austauschtheorie nach Peter M. Blau.....	35
2.4 Verknüpfung der theoretischen Ansätze.....	38
3. Erhebungs- und Auswertungsmethode	41
3.1 Problemzentriertes Interview nach Andreas Witzel.....	41
3.2 Auswertung nach Andreas Witzel.....	45
3.3 Praktische Umsetzung.....	46
3.4 Methodische Reflexion.....	51
4. Ergebnisdarstellung	53
4.1 Abgrenzung Beruf und Freiwilligenarbeit.....	54
4.1.1 Freiwilligkeit versus Verpflichtung.....	56
4.1.2 Rolle der Pensionierung.....	57
4.1.3 Verwirklichung von (Berufs-) Wünschen.....	59
4.2 Motive für und Auswirkungen auf freiwilliges Engagement.....	61
4.2.1 Auswahl des freiwilligen Engagements.....	64
4.2.2 Beibehaltung und Ausübung des freiwilligen Engagements.....	65

4.2.3	Wertschätzung und Anerkennung.....	67
4.3	Soziale Kontakte und Freiwilligenarbeit.....	71
4.3.1	Neue Kontakte, Freundschaften und Teamarbeit	71
4.3.2	Die Gruppen der Freiwilligen.....	74
4.3.3	Soziale Eingebundenheit der Interviewpersonen.....	75
5.	Zusammenführung und Diskussion der Ergebnisse	82
5.1	Engagement der Seniorinnen und Senioren	82
5.2	Benefit des freiwilligen Engagements für Seniorinnen und Senioren	86
5.3	Benefits des freiwilligen Engagements für Organisationen.....	88
5.4	Resümee und Ausblick.....	90
6.	Literaturverzeichnis.....	93
7.	Anhang	100
7.1	Kontaktaufnahme zu BAG-Trägerorganisationen	100
7.2	Leitfaden	101
7.3	Kurzfragebogen.....	103
7.4	Interviewpersonen.....	105

1. Einleitung

*„Letztlich trägt das Ganze auch den Lohn gleich in sich.
Es ist wirklich eine Win-Win-Situation, wenn Sie möchten.“
(IP 8, Z. 469-470)*

Für einen Spitalspatienten Zahnpasta aus der Apotheke vis-à-vis besorgen. Turnen mit einer älteren Dame. Mit Schülerinnen und Schülern, die mehr Aufmerksamkeit benötigen, das Lesen üben. Das beschreibt einen Teil der Arbeiten, die von meinen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern regelmäßig freiwillig ausgeübt werden und auf den ersten Blick möglicherweise verzichtbar wirken könnten. Doch diese Tätigkeiten haben nicht nur für den beispielhaften Spitalspatienten, die ältere Frau, mit der geturnt wird und die leseschwachen Kinder Vorteile, auch die Freiwilligen erhalten im Austausch etwas, das diese Freiwilligenarbeit für sie lohnend macht. Dieser Umstand wird exemplarisch in dem Zitat zu Beginn der Einleitung deutlich. Der Interviewpartner beschreibt seine Freiwilligenarbeit als Win-Win-Situation, die nicht nur für diejenigen, denen er damit hilft, positiv ist, sondern auch für ihn selbst Vorteile hat. Er kommt in Kontakt mit anderen Menschen, kann diesen mit seiner Arbeit helfen und hat dadurch ein Mittel gegen seine Langeweile in der Pension gefunden. Die Motive sich freiwillig zu engagieren und die sozialen Kontakte, die dabei entstehen, werden in der vorliegenden Arbeit behandelt. Freiwilligenarbeit hat viele Facetten und ist ein wichtiger Teil der Gesellschaft. Die Bereiche, in denen freiwilliges Engagement möglich ist, sind so vielfältig wie die Freiwilligen selbst.

Ältere Menschen gewinnen durch den demografischen Strukturwandel in gesellschaftspolitischen Debatten an Bedeutung. Wir werden immer älter und bleiben immer länger gesund und agil. Daher ist diese Zielgruppe besonders im Zusammenhang mit Freiwilligenarbeit relevant. Gleichzeitig ist das Freizeitangebot in den letzten Jahrzehnten stark gewachsen und stellt zunehmend eine Konkurrenz zu freiwilligem Engagement dar (vgl. More-Hollerweger 2014, S. 306).

Die Zusammenarbeit von (älteren) Freiwilligen und Organisationen funktioniert aber nicht immer reibungs- und problemlos, sondern ist an verschiedene Voraussetzungen geknüpft. Schwierigkeiten sowohl auf Seiten der Organisationen als auch bei den Freiwilligen können Überforderung, mangelnde Anerkennung, Generationenkonflikte, unterschiedliche oder unrealistische

Erwartungen sowie fehlende Angebote sein (vgl. More-Hollerweger und Rameder 2009, S. 120–121).

Sofern die Freiwilligenarbeit allerdings gelingt, kann diese nicht nur der Gesellschaft bzw. einzelnen Individuen zugutekommen, sondern – wie auch die Aussage des Interviewpartners eingangs zeigt – auch positive Auswirkungen für die Freiwilligen haben (vgl. ebd., S. 120–122). „Durch freiwilliges Engagement sind Menschen eingebunden in Gemeinschaften und erhalten dort oft jenen sozialen Rückhalt, der für die Bewältigung des Alltags wichtig ist.“ (More-Hollerweger 2014, S. 302) Gerade in Zeiten, in denen traditionelle Netzwerke, wie More-Hollerweger (2014) beschreibt, tendenziell schwächer werden, kann Freiwilligenarbeit einen wichtigen Beitrag zu sozialer Integration leisten. Spendentätigkeit wird hier nicht berücksichtigt, da diese Art der Unterstützung anderer keine persönliche Involviertheit beinhaltet, die Zeit und Austauschhandlungen erfordert. Gleichzeitig steht aber „(d)er Grad der individuellen Einbindung in freiwilliges Engagement (...) in engem Zusammenhang mit der sozialen Integration einer Person.“ (Gensicke 2005, S. 12) Dieses Zusammenspiel von sozialer Teilhabe und Freiwilligenarbeit wird eine der Fragen sein, die im Zentrum dieser Arbeit stehen.

Zu den Voraussetzungen für ein freiwilliges Engagement zählen, wie in mehreren Studien deutlich wird, die finanzielle Situation, die Bildung und die soziale Eingebundenheit. Deutlich wird hier, dass die Möglichkeiten sozialer Teilhabe sowohl Ursache als auch Wirkung von Freiwilligenarbeit sind bzw. sein können und von einer kumulativen Wirkung der Freiwilligenarbeit ausgegangen werden kann. Wer sich freiwillig engagiert ist häufig bereits gut sozial eingebunden und durch diese Tätigkeit wird die soziale Eingebundenheit erhöht oder gefestigt. Die theoretische Einbettung in die Kapitalformen nach Pierre Bourdieu (1983) erscheint also besonders passend, wobei mein Hauptaugenmerk dabei auf dem sozialen Kapital liegt. Bei Bourdieu geht es um Austauschbeziehungen, zu denen es im Alltag immer kommt, wenn Menschen mit anderen in Kontakt treten. Als Tauschakte symbolischer Natur beschreibt Gefken den „Austausch von Gefälligkeiten, gegenseitigen [sic!] Besuchen und Kommunikation (...). Zufallsbeziehungen, z.B. am Arbeitsplatz oder in der Nachbarschaft, werden in „Sozialkapitalbeziehungen“ umgewandelt, indem ihnen durch Tauschakte ein Aspekt der gegenseitig empfundenen Verpflichtung hinzugefügt wird – ein Gefallen macht einen „Gegengefallen“ erwartbar.“ (Gefken 2012, S. 5) Die Relevanz der Reziprozität, die in der vorliegenden Arbeit ebenfalls Teil der theoretischen Einbettung ist, wird hier deutlich. Zu solchen Zufallsbeziehungen kann es im Rahmen von Freiwilligenarbeit kommen und es wird vonseiten der Organisationen darauf

geachtet, dass diese beispielsweise bei Freiwilligenausflügen oder Treffen von ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern möglichst niederschwellig zustande kommen.

Doch nicht nur das soziale Kapital von Individuen ist in der vorliegenden Arbeit relevant. Auch das Sozialkapital, das in Organisationen vorhanden ist, wird behandelt. „Sozialkapital ist ein wichtiger Teil des immateriellen Vermögens einer Organisation und sollte kontinuierlich beobachtet, geschützt und gefördert werden.“ (Badura 2013a, S. 2) Insbesondere im Hinblick auf Freiwillige ist es für Organisationen, die auf die Mitarbeit von diesen angewiesen sind, wichtig, sich dessen bewusst zu sein. Welche Wünsche und Erwartungen haben Freiwillige betreffend die Organisation, in der sie tätig sind? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit sie dort gerne arbeiten und der Organisation entsprechend – auch ohne finanziellen Anreiz – erhalten bleiben? „Wenn Menschen kooperieren, können sie nicht nicht empfinden. Jede Interaktion zwischen Menschen löst Gefühle aus (...): positive Gefühle, negative Gefühle oder Gefühle der Gleichgültigkeit, die ihrerseits auf den Fortgang der Kooperation zurückwirken.“ (ebd., S. 1) Doch warum engagieren sich Menschen freiwillig? Nach Badura bilden „(n)icht Eigennutz oder Kontrollbedarf und auch nicht erlernte Regeln sondern das Streben nach Sinn, Anerkennung und Zuwendung und nach dem damit verbundenen Gefühl, gebraucht zu werden, (...) die primäre Triebkraft menschlichen Handelns.“ (ebd., S. 5)

In der vorliegenden Masterarbeit konzentriere ich mich auf die Freiwilligenarbeit von Seniorinnen und Senioren, die sich in Wien formell, das heißt im Rahmen einer Organisation, einer Institution oder eines Vereins, freiwillig engagieren. Aspekte wie die Motive für Freiwilligenarbeit, soziale Kontakte, die dadurch entstehen und unterschiedliche Voraussetzungen, die die Freiwilligen aufgrund differierender Kapitalressourcen haben, waren für mich besonders spannend. Diese Überlegungen haben zu den folgenden Forschungsfragen geführt:

1. *Warum engagieren sich Seniorinnen und Senioren in Wien freiwillig in einer Organisation?*
2. *Welche soziale Eingebundenheit entsteht bei der Freiwilligenarbeit der Seniorinnen und Senioren?*
3. *Welche sozialen Unterschiede bestehen hinsichtlich der gesellschaftlichen Eingebundenheit der Freiwilligen und was bedeuten diese bezüglich der Erwartungen an die Freiwilligenarbeit?*

Um die Bearbeitung der Forschungsfragen zu erleichtern, habe ich zu jeder der drei Forschungsfragen Unterfragen formuliert:

ad 1. Wieso haben sich die Seniorinnen und Senioren für eine Freiwilligenarbeit entschieden? Warum bleiben sie dabei? Was waren bzw. sind ihre Motive? Was gefällt ihnen besonders gut und was stört sie möglicherweise an ihrer Tätigkeit? Welche Art der Unterstützung bekommen sie von den jeweiligen Organisationen, bei denen sie tätig sind? Was wünschen sich Ehrenamtliche von der Organisation, in der sie tätig sind? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit sie dort gerne arbeiten und ihre Freiwilligenarbeit beibehalten? Welche Art der Wertschätzung und Anerkennung erfahren sie bei der Ausübung der Freiwilligenarbeit und welchen Stellenwert nimmt diese für die Seniorinnen und Senioren ein? War es ihre Idee oder hat sie jemand dazu motiviert, sich eine ehrenamtliche Tätigkeit im Rahmen einer Organisation zu suchen?

ad 2. Welche sozialen Kontakte entstehen durch die Freiwilligenarbeit? Wie werden die sozialen Beziehungen, die im Rahmen der freiwilligen Tätigkeit entstehen, von den Interviewten beschrieben? Wie beschreiben die Seniorinnen und Senioren die Gruppe, in der sie freiwillig tätig sind? Worin sind sich diese Freiwilligen ähnlich und wie unterscheiden sie sich voneinander?

ad 3. Wie gehen die Interviewpersonen, die unterschiedliche Voraussetzungen bezüglich des Familienstandes haben (verheiratet versus geschieden/verwitwet/getrennt/ledig), an ihr freiwilliges Engagement heran und welche Erwartungen resultieren daraus an ihre Freiwilligenarbeit? Welche Unterschiede gibt es diesbezüglich zwischen Menschen mit unterschiedlicher sozialer Eingebundenheit?

In dieser Arbeit wird zu Beginn in Kapitel 2 ein Überblick über den aktuellen Stand der Forschung gegeben. Da ich mich auf formelle Freiwilligenarbeit in Wien konzentriere, ist es notwendig, sich neben den beiden österreichischen Freiwilligenberichten auch mit Non-Profit-Organisationen zu beschäftigen. Die theoretische Einbettung erfolgt in Theorien des Sozialkapitals bzw. des sozialen Kapitals sowie in Austauschtheorien. Ich werde das Konzept des Sozialkapitals, das sich mit Organisationen auf der Meso-Ebene befasst und das soziale Kapital nach Pierre Bourdieu (1983), das auf die Mikro-Ebene einzelner Individuen fokussiert, behandeln. Außerdem gehe ich auf das soziale Kapital älterer Menschen ein, da der Fokus der Erhebung auf Seniorinnen und Senioren liegt. Soziale Austauschprozesse sind aus dem alltäglichen Leben nicht wegzudenken. In der Logik von Austauschtheorien werden Tauschprozesse nur beibehalten, wenn sie den Beteiligten einen Vorteil bringen. Daher liegt die Einbettung in diese Theorien nahe, wenn die Motive untersucht werden, warum Freiwilligenarbeit geleistet wird. Auch

die Zielgruppe der älteren Menschen wird sowohl in den Ausführungen zum aktuellen Stand der Forschung als auch im theoretischen Hintergrund berücksichtigt. Die Erarbeitung der Literatur war vor allem für die Erstellung des Leitfadens wichtig.

Kapitel 3 bietet einen Überblick über die Erhebungs- und Auswertungsmethode. Grundlage der Auswertung waren die Transkripte der zehn problemzentrierten Interviews nach Andreas Witzel (1982), die ich mit Seniorinnen und Senioren geführt habe, die sich in Wien formell freiwillig engagieren. Außerdem stelle ich die praktische Umsetzung dar und reflektiere über die methodische Herangehensweise.

In Kapitel 4 werden die Ergebnisse der Auswertung geschildert. Für die Interviewten stellte die Pensionierung einen Einschnitt in die Biografie dar, daher wurde diese in (fast) allen Gesprächen thematisiert. Dieser Aspekt fand – unabhängig von der Überlegung, dass dieser Lebenschnitt bei der Auswahl von Auskunftspersonen eine spannende Zäsur darstellt – ursprünglich kaum Beachtung in der Arbeit, wird aber aus dem Grund, dass dieser für die Gesprächspersonen von besonderer Relevanz war bzw. ist, in der Ergebnisdarstellung berücksichtigt. Die Pensionierung dient den Auskunftspersonen insbesondere zur Abgrenzung ihrer beruflichen und freiwilligen Tätigkeiten. Vor allem die Freiwilligkeit spielt dabei eine große Rolle. Die Motive für freiwilliges Engagement stehen im Fokus der vorliegenden Arbeit und finden deshalb auch Eingang in die Darstellung der Ergebnisse. Wie bereits erwähnt, entstehen im täglichen Leben in zwischenmenschlichen Beziehungen ständig Austauschprozesse. Die sozialen Kontakte, die sich bei freiwilligem Engagement bilden, werden in den Ergebnissen thematisiert. Dabei steht vor allem die soziale Eingebundenheit der Freiwilligen im Mittelpunkt meines Interesses.

In Kapitel 5 werden die empirischen Ergebnisse mit dem zuvor erarbeiteten theoretischen Hintergrund zusammengeführt und diskutiert. Im Resümee blicke ich noch einmal auf die Arbeit zurück, bevor im Ausblick mögliche zukünftige Forschungsthemen und –fragen aufgeworfen werden.

2. Theoretischer Hintergrund und Stand der Forschung

Für die Erarbeitung eines Themas sowie die Einbettung in einen größeren Zusammenhang, sind sowohl der aktuelle Stand der Forschung als auch eine theoretische Rahmung essentiell. Bei formeller Freiwilligenarbeit sind unterschiedliche Akteurinnen und Akteure beteiligt. Einerseits gibt es Menschen, die sich freiwillig engagieren und andererseits stellen verschiedene Organisationen sowie die dort Beschäftigten die Rahmenbedingungen her, innerhalb derer sich die Freiwilligen ehrenamtlich betätigen können.

Im Folgenden wird ein deskriptiver Überblick über den aktuellen Stand der Forschung zum Thema Freiwilligenarbeit gegeben. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf älteren Menschen, da diese die Zielgruppe der vorliegenden Arbeit sind. Für die theoretische Rahmung wird eine Darstellung des Sozialkapitals auf der Meso-Ebene (Organisationen) und des Begriffs des sozialen Kapitals in Bezug auf die beteiligten Menschen auf der Mikro-Ebene vorgenommen. Darüber hinaus habe ich mich mit sozialen Austauschtheorien beschäftigt. Einerseits stehen das Konzept der Reziprozität von Christian Stegbauer und damit verbunden die unterschiedlichen Formen der Gegenseitigkeit im Fokus. Andererseits wird ein zweiter Schwerpunkt auf die Austauschtheorie nach Peter M. Blau gelegt, um ein tieferes Verständnis für soziale Beziehungen und die unterschiedlichen Ebenen des (sozialen) Austauschs zu erlangen. Da eine Verbindung zu Organisationen, in deren Rahmen die Freiwilligenarbeit geleistet wird, besteht, lag es nahe, sich auch mit institutionstheoretischen Ansätzen auseinanderzusetzen und so werden Non-Profit-Organisationen im Rahmen von Freiwilligenarbeit behandelt. Bevor es am Ende dieses Kapitels zu einer Verknüpfung der theoretischen Ansätze kommt, werden gleich zu Beginn grundlegende Begriffe dargestellt.

2.1 Freiwilligenarbeit

Statistisch ist das freiwillige Engagement in Österreich durch die beiden Freiwilligenberichte (2009; 2015a) sowie einen Studienbericht betreffend die bundesweite Bevölkerungsbefragung im Jahr 2012 zum Thema „Freiwilliges Engagement in Österreich“ (Feistritzer et al. 2013) gut erfasst. Zur freiwilligen Tätigkeit von älteren Menschen in Österreich gibt es noch nicht so viele Studien; eine umfassende zur formellen Freiwilligenarbeit mit einem Schwerpunkt auf das Alter stammt allerdings von Michael Meyer, Eva More-Hollerweger und Paul Rameder, die sich an der Wirtschaftsuniversität Wien mit Non-Profit-Organisationen bzw. Freiwilligenarbeit beschäftigen. Ihre Studie, die 2009 veröffentlicht wurde, hatte zum Ziel, „für die

Freiwilligenarbeit relevante Einflussfaktoren darzustellen und insbesondere im Hinblick auf die Generation zukünftig älterer Menschen im urbanen Raum zu analysieren“ (Meyer et al. 2009, S. 439) um dadurch „Möglichkeiten und Grenzen von Freiwilligenpolitik auszuloten.“ (ebd.) Diese und weitere Studien bzw. Beiträge zum aktuellen Stand der Forschung werden in den folgenden Kapiteln behandelt.

2.1.1 Begriffsschärfung

Bei der Definition von Freiwilligenarbeit bzw. ehrenamtlicher Arbeit sind sich die Autorinnen und Autoren der einschlägigen Studien durchwegs einig. Dabei handelt es sich um Tätigkeiten, die freiwillig, das heißt ohne gesetzliche Verpflichtung, verrichtet werden. Diese sind unbezahlt, ausgenommen sind Entschädigungen für Materialaufwand oder ähnliches, die eingesetzte Zeit wird jedoch nicht monetär entschädigt. Zudem wird diese Arbeit in der Regel außerhalb des eigenen Haushalts verrichtet, kommt aber in jedem Fall anderen Personen (nicht Familienmitgliedern oder einem selbst) zugute. Wenn beispielsweise jemand mit einem Nachhilfekind zu Hause lernt und diese Tätigkeit freiwillig im Rahmen einer Organisation stattfindet, ist von Freiwilligenarbeit zu sprechen, da die Tätigkeit nicht für den eigenen Haushalt erfolgt und einer anderen Person, in diesem Beispiel dem Nachhilfekind, zugutekommt (vgl. Meyer et al. 2009, S. 440–441; Hofer und Pass 2015b, S. 4; Feistritz et al. 2013, S. 8). Dieses Verständnis von Freiwilligenarbeit liegt auch dieser Masterarbeit zugrunde; die Begriffe „freiwillig“ und „ehrenamtlich“ werden synonym genutzt. Im Gegensatz zu anderen Studien (wie beispielsweise der oben genannten), unterscheide ich jedoch zwischen Freiwilligenarbeit und Ehrenamt. Im alltagssprachlichen Gebrauch gibt es hier eine gewisse Unschärfe. Mit dem Ehrenamt ist in der Regel eine bestimmte Funktion innerhalb einer Organisation verbunden (vgl. Hofer und Pass 2015b, S. 3). Das Ausüben einer Funktion beispielsweise als Kassier oder als Obfrau eines Vereins soll in dieser Arbeit zwar nicht ausgeschlossen, aber auch nicht ausschließlich betrachtet werden. Daher wird im Folgenden der breitere, allgemeinere Begriff der Freiwilligenarbeit dem des Ehrenamtes vorgezogen.

Es wird zwischen informeller und formeller Freiwilligenarbeit unterschieden. Formelle Freiwilligenarbeit wird im Rahmen von Organisationen oder Vereinen geleistet; informelle Freiwilligenarbeit wird im Großen und Ganzen unter dem Begriff „Nachbarschaftshilfe“ subsumiert, der den privaten Bereich betreffende Unterstützungsleistung umfasst. Bei der informellen Freiwilligenarbeit werden keine offiziellen Vereinbarungen getroffen (vgl. ebd.).

In Studien zu diesem Thema ist häufig von Freiwilligenarbeit, freiwilligen Tätigkeiten oder ehrenamtlichem Engagement die Rede. Diese Begriffe werden weitgehend synonym genutzt und dem ist auch in dieser Masterarbeit so. Dennoch nähere ich mich diesen Begriffen aus soziologischer Sicht, um feine Nuancen, die zwischen diesen Bezeichnungen bestehen, zu berücksichtigen. Arbeit meint eine „allgemeine Bezeichnung für eine bewusste, zweckmäßige Tätigkeit, mit der etwas erstellt wird.“ (Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 46) Während die Begriffe Arbeit und Tätigkeit weniger stark mit den einzelnen Individuen als mit den Handlungen konnotiert sind, zeigt sich beim Ausdruck Engagement, dass dieser stärker mit den persönlichen Werten und Einstellungen der Menschen verbunden ist. Unter Engagement versteht die Soziologie „einen freiwilligen, persönlichen, emotional verstärkten Einsatz für eine bestimmte „Sache“ im weiteren Sinn“ (Hillmann 2007, S. 181). „Die Freiwilligkeit eines Engagements wird dadurch ermöglicht, dass es von starken persönlichen Überzeugungen, Wertvorstellungen, Motiven, Interessen und Emotionen getragen wird. Wesentlich ist eine innere Bindung an die „Sache“, für die eine engagierte Person eintritt. Oft kommt ein Gefühl der Verpflichtung hinzu.“ (Hillmann 2007, S. 182) Es kann also davon ausgegangen werden, dass ein bestimmtes Weltbild dazu beiträgt, sich freiwillig zu engagieren und es ist davon auszugehen, dass die Motive und Gründe der Freiwilligen, sich ehrenamtlich zu engagieren, unterschiedlich sind. Motivation bezeichnet die „hypothetischen Vorgänge in einem Organismus (...), durch die ein Verhalten in Gang gesetzt, aufrechterhalten und auf ein bestimmtes Ziel ausgerichtet wird.“ (Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 458) Motivation ist nicht direkt beobachtbar und muss daher in anderer Art, beispielsweise in Interviews oder mithilfe eines Fragebogens, erhoben werden (vgl. Hillmann 2007, S. 592).

Da die formelle Freiwilligenarbeit per definitionem im Rahmen von Organisationen geleistet wird, ist es notwendig, sich auch mit diesen begrifflich auseinanderzusetzen. Organisationen sind im soziologischen Verständnis „die Ordnung von arbeitsteilig und zielgerichtet miteinander arbeitenden Personen und Gruppen (...), die bewusst auf ein Ziel hinarbeiten, dabei geplant arbeitsteilig gegliedert sind und ihre Aktivität auf Dauer eingerichtet haben.“ (Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 489) Folgende Charakteristika kennzeichnen solche Organisationen: Es gibt eine bestimmbare Anzahl an Mitgliedern, die eine bestimmte Position im Handlungsgefüge einnehmen. Die Organisation kann außerdem klar von der sozialen Umwelt abgegrenzt werden (vgl. Hillmann 2007, S. 651). Nachdem die formelle Freiwilligenarbeit durch das Bestehen von Organisationsstrukturen gut von alltäglichen anderen Handlungen unterschieden werden kann, liegt der Fokus dieser Arbeit auf Organisationen, in denen Freiwillige tätig sind. Dabei kann

zwischen Organisationen, die über ein professionelles Freiwilligenmanagement verfügen und jenen, die das nicht tun, unterschieden werden. „Freiwilligenorganisationen lassen sich als soziales Kapital bezeichnen, da Kooperationen gefördert werden, die einen individuellen Nutzen abwerfen und in die das Individuum investieren kann.“ (Bühlmann und Freitag 2004, S. 329) Eine theoretische Verortung dieser Arbeit bietet sich also in der Sozialkapitaltheorie an.

Doch nicht nur die verschiedenen Organisationen, sondern auch die Art der Freiwilligenarbeit bringt unterschiedliche Anforderungen an die Freiwilligen mit sich. So lassen sich Unterschiede zwischen den verschiedenen Gruppen von Freiwilligen feststellen. Diese ergeben sich unter anderem durch die verschiedenen Lebenssituationen, in denen sie sich befinden. Im Folgenden konzentriere ich mich auf Seniorinnen und Senioren, insbesondere jene, die nach Baltes und Smith dem dritten Lebensalter zuzurechnen sind. Diese zeichnen sich in der Regel dadurch aus, dass sie „erfolgreich“ altern und sowohl physisch als auch psychisch länger fit bleiben (vgl. Baltes und Smith 2003, S. 125–127; Rosenmayr 1983, S. 104). Bei der Betrachtung des Alterns haben nach Rosenmayr das biologische und das psychologische Alter mehr Bedeutung als das kalendarische (vgl. Rosenmayr 1983, S. 227). Diese Menschen sind, obwohl sie im Hinblick auf die Anzahl nicht zur Spitzengruppe der Freiwilligen zählen, für Freiwilligenarbeit besonders interessant. Einerseits befinden sie sich bereits in der nachberuflichen Phase und verfügen daher tendenziell über mehr Tagesfreizeit als Erwerbstätige und Personen, die Erziehungsverpflichtungen haben und andererseits sind sie agil und fit genug, um sich freiwillig zu engagieren.

2.1.2 Formelle Freiwilligenarbeit in Institutionen

Dem US-amerikanischen Sozialwissenschaftler Brian L. Heuser zufolge ist der eigentliche Antrieb, um sich freiwillig in einer Organisation zu engagieren, die Verbindung zu anderen Menschen. Die Zielsetzung der Organisation sei dabei nebensächlich. So unterschiedlich verschiedene Non-Profit-Organisationen (NPOs) in Bezug auf die Bereiche, in denen sie tätig sind bzw. wie, wo und warum sie für eine bestimmte Sache arbeiten auch sein mögen, im Grunde handelt es sich dabei immer um Verbundenheit (vgl. Heuser 2005, S. 18). Freiwilligenorganisationen übernehmen sehr viele unterschiedliche Aufgaben für verschiedene Akteurinnen und Akteure. „For their members, voluntary organizations meet basic social needs of recognition, belonging, contribution, inclusion, and legitimacy. For societies, they serve as repositories of social capital and often meet the physical needs of communities. To civil society, they are, in a word, invaluable.“ (ebd., S. 19)

In Österreich gibt es mit dem „Freiwilligenweb“ eine Internet-Plattform, die Informationen betreffend Freiwilligenarbeit in Organisationen zur Verfügung stellt. Betrieben wird die Homepage vom Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz. Auf dieser Internetseite können sich einerseits Interessierte über das Thema Freiwilligenarbeit im Allgemeinen informieren. Andererseits können sich Organisationen, in denen sich Freiwillige engagieren, präsentieren. Im Verzeichnis, das auf dieser Homepage abrufbar ist, finden sich 839 Einträge (Stand vom 21.01.2019) von Organisationen, die in Österreich aktiv sind (vgl. Freiwilligenweb).

Der österreichische Wirtschaftswissenschaftler Christoph Badelt beschäftigte sich in seiner Habilitation ebenfalls mit Freiwilligenarbeit. Aus Sicht ökonomischer Theorien kann Freiwilligenarbeit als Zeitallokationsproblem beschrieben werden. „Jede Form der Zeitverwendung, die nicht der (entgeltlichen) Arbeit dient, muß über ein Opportunitätskostenkalkül in Bewertung alternativer Zeitverwendungsarten eingehen“ (Badelt 1985, S. 40). Badelt unterscheidet in seinem theoretischen Modell grundsätzlich drei Formen der Freiwilligenarbeit. Erstens nennt er den Altruismus, „ein Verhalten (...), das am Wohle einer anderen Person orientiert ist.“ (ebd., S. 59) Zweitens beschreibt Badelt den „Eigenwert“ von Freiwilligenarbeit. Die ehrenamtlich Tätigen ziehen ihren Nutzen aus der Tätigkeit selbst, nicht aus dem Ergebnis der Arbeit. „Eigenwertorientierung der Freiwilligenarbeit läuft somit darauf hinaus, den Schlüssel für die Erklärung der Freiwilligenarbeit im Prozeß des Tätigseins zu suchen“ (ebd., S. 66). Ein persönlicher Nutzengewinn durch die Freiwilligenarbeit kann beispielsweise „infolge Erfüllung sozialer Normen, der Freude, „sinnvolle“ Arbeit zu leisten, dem Erwerb von sozialem Status oder Integration etc.“ (ebd., S. 242) entstehen. Drittens beschreibt Badelt den Typus der Freiwilligenarbeit als Tauschverhalten. Er stellt insgesamt vier Thesen auf, welche Vorteile sich Ehrenamtliche durch ihr jeweiliges Engagement erhoffen. Zuerst nennt Badelt die Versicherungsthese. Die freiwillig Tätigen hoffen in diesem Fall auf zukünftige Gegenleistungen. Hier braucht es – wie auch bei den sozialen Austauschprozessen zu sehen sein wird – Vertrauen. Die Ehrenamtlichen müssen darauf vertrauen, dass sie in Zukunft Gegenleistungen erhalten werden; Garantien dafür gibt es nicht. Zweitens kann die Freiwilligenarbeit „als unmittelbare Investition in das Humankapital“ (ebd., S. 73) gesehen werden (Investitionsthese). Drittens formuliert Badelt die Informationsthese, die besagt, dass für die Freiwilligenarbeit Informationen, beispielsweise über Produkte, Angebote oder Strukturen, getauscht werden. Die letzte These stellt eine Weiterentwicklung der Informationsthese dar. Bei der Partizipationsthese wird davon

ausgegangen, dass der Tauschwert jener ist, an einem Ergebnis bzw. an einer Leistung aktiv mitgearbeitet zu haben (vgl. ebd., S. 72–73).

2.1.3 Non-Profit-Organisationen als Akteurinnen in der Freiwilligenarbeit

Formelle Freiwilligenarbeit ist in der Moderne ohne Organisationen oder Vereine, welche die institutionellen Strukturen bereitstellen, innerhalb derer sich die Freiwilligen engagieren (können), nicht vorstellbar. Da angenommen werden konnte, dass bei diesen Organisationen eine entsprechende Infrastruktur des Freiwilligenmanagements vorhanden ist, um potentielle Interviewpersonen vermitteln zu können, habe ich mich bei der Suche nach Interviewpersonen vor allem auf Non-Profit-Organisationen konzentriert. Im Folgenden werden aus diesem Grund Non-Profit-Organisationen (NPOs) aus soziologischer Sicht behandelt.

Non-Profit-Organisationen können nach Simsa und Zimmer (2014, S. 12) als zivilgesellschaftliche Organisationen verstanden werden, da sie „Möglichkeiten der Partizipation, Beteiligung und Selbstorganisation eröffnen.“ (ebd.) Dabei handelt es sich um „private, nicht-gewinnorientierte, formale Organisationen mit einem Mindestmaß an Freiwilligkeit (vgl. Salamon/Anheier 1992). (...) Verwandt damit, aber nicht immer überschneidungsfrei verwendet, sind Begriffe wie Voluntary Organization, NGO oder Sozialorganisation. In aller Regel werden NPOs als Teil der Zivilgesellschaft verstanden.“ (ebd., S. 21) Non-Profit-Organisationen können zu den zivilgesellschaftlich aktiven Gebilden gezählt werden und gelten „als die der Zivilgesellschaft oder dem „dritten Sektor“ gemäße Organisationsform.“ (Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 473)

Die Stiftung Mitarbeit unterstützt in Deutschland die Selbstorganisation und Vernetzung bürgerschaftlichen Engagements. „Die Zahl gemeinnütziger Organisationen, insbesondere von Vereinen, Stiftungen und auch gemeinnützigen GmbHs steigt, der Bedeutungszuwachs für den gemeinnützigen Sektor geht mit massiven Institutionalisierungs- und Professionalisierungszwängen für die einzelnen Initiativen und Projekte einher.“ (Sippel 2014, S. 25)

Ein theoretisches Konzept, in dem die Rolle dieser gemeinnützigen Organisationen, insbesondere von Initiativen, Vereinen, Verbänden und anderen Trägerorganisationen zivilgesellschaftlicher Aufgaben erfasst werden kann, steht noch aus. Im Zusammenhang mit Non-Profit-Organisationen hat sich allerdings der Ansatz der intermediären Organisation bewährt (vgl. Backhaus-Maul et al. 2015, S. 31) wobei unterschiedliche Begrifflichkeiten üblich sind. Der Begriff „Non-Profit-Bereich“ ist klar mit der Disziplin der Ökonomie verbunden, auch wenn Non-Profit-Organisationen den Profit nicht für private Zwecke verwenden dürfen, sondern diesen wieder mit gemeinnützigem Zweck in die Organisation reinvestieren müssen. Die Soziologie

spricht häufig neben dem Staat und dem Markt vom „Dritten Sektor“. In der politischen Diskussion ist häufig vom „intermediären Bereich“, einem Begriff, der ursprünglich im Jahr 1990 von Adalbert Evers geprägt wurde, die Rede. Mit dieser letzten Bezeichnung wird die Position von Non-Profit-Organisationen und anderen Trägerorganisationen wie Vereinen oder Verbänden augenscheinlich; sie befinden sich in einer Vermittlerrolle zwischen den drei gesellschaftlichen Sphären Gemeinschaft, Staat und Markt und können der Privatsphäre nicht eindeutig zugeordnet werden (vgl. Wegweiser Bürgergesellschaft; Backhaus-Maul und Hörnlein 2014, S. 117). Intermediäre Organisationen folgen einer spezifischen Handlungslogik und verfügen als multifunktionale Organisationen über spezielle organisatorische Strukturen (Backhaus-Maul et al. 2015, S. 32). Der Sektor Staat folgt der Handlungslogik von „Hierarchie“ und „Macht“, der Markt jener des „Wettbewerbs“ und „Tauschs“. Im Dritten Sektor wirken indes „Solidarität“ und „Sinn“ (sozialer Sinn, Gemeinsinn und Eigensinn) (vgl. Zimmer und Priller 2007, S. 16). „Vor allem die Option, über Formen der Vergemeinschaftung solidarisches Handeln zu initiieren und zu pflegen, stellt dabei eine Besonderheit gegenüber Organisationen von Staat oder Markt dar. Solidarität kommt unter anderem im Engagement in der Freien Wohlfahrtspflege zum Ausdruck.“ (Backhaus-Maul et al. 2015, S. 32)

Die Rahmenbedingungen für Non-Profit-Organisationen haben sich im Hinblick auf die so genannte „Ökonomisierung der Gesellschaft“ verändert (vgl. Backhaus-Maul und Hörnlein 2014, S. 118). Die Organisationen der Freien Wohlfahrtspflege „erbringen im öffentlichen Auftrag soziale Dienstleistungen und werden dabei zunehmend einem staatlich inszenierten Wettbewerb mit anderen gemeinnützigen Organisationen und privatgewerblichen Unternehmen ausgesetzt.“ (Backhaus-Maul et al. 2015, S. 33) Darüber hinaus „wird erwartet, dass sie Engagement generieren, entwickeln und binden, um ihre eigene sozialkulturelle Grundlage als intermediäre Organisation zu reproduzieren und nicht zuletzt, um sich öffentlich zu legitimieren, wie es das analytisch-theoretische Konzept des Neo-Institutionalismus nahelegt.“ (ebd.) „Wohlfahrtsverbände (verfolgen) als multifunktionale Organisationen mehrere und zugleich divergierende Zielsetzungen (...). So sind etwas Mitgliederinteressen zu befriedigen, Vorgaben der öffentlichen Zuwendungsgeber zu erfüllen und vor allem ist politisch-administrativen Wettbewerbsbedingungen Rechnung zu tragen.“ (Backhaus-Maul und Hörnlein 2014, S. 118)

Die Rahmenbedingungen haben sich allerdings auch in Hinblick auf die Freiwilligen verändert. Das Angebot an Freizeitaktivitäten hat sich in den letzten Jahrzehnten enorm vergrößert und die Freiwilligenarbeit konkurriert More-Hollerweger (2014) zufolge zunehmend mit Freizeitaktivitäten, bei denen vor allem Leistungen konsumiert werden. Empirisch ist diese Abnahme

der Freiwilligenarbeit in den Freiwilligenberichten (noch) nicht festzustellen, wie im nächsten Kapitel gezeigt wird (siehe Kapitel 2.1.4). More-Hollerweger konstatiert jedoch, dass die Menschen an Mobilität gewonnen haben und gleichzeitig eine Abnahme der Bedeutung traditioneller Bindungen zu beobachten ist. Bei den Freiwilligen kommt es tendenziell zu häufigeren Wechseln der Organisationen sowie der freiwilligen Tätigkeiten. „Freiwillige sind nicht mehr so stark bereit, sich lebenslang an eine Organisation zu binden, sondern üben immer häufiger zeitlich begrenzte, projektförmige Aktivitäten aus – die Entscheidung, sich für eine Organisation zu engagieren, wird von den Freiwilligen stetig neu getroffen.“ (More-Hollerweger 2014, S. 306) Die Auswahl der freiwilligen Tätigkeiten wird immer bewusster und selektiver getroffen. Die Familie spielt hier eine wichtige Rolle. „Dieser Einfluss besteht einerseits durch die Transmission des Status. Weiters spielt die Sozialisation eine wichtige Rolle, durch die Einstellungen und Werte weitergegeben werden.“ (ebd., S. 307) Freiwilligenarbeit geht also offenbar mit einem bestimmten Weltbild einher, in dem es erstrebenswert ist, anderen Menschen zu helfen und sie ohne monetäre Entschädigung zu unterstützen.

2.1.4 Freiwilliges Engagement in Österreich

In der 2012 vom IFES (Institut für empirische Sozialforschung) im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz durchgeführten bundesweiten repräsentativen Bevölkerungsbefragung wurden 4.000 Personen ab 15 Jahren in persönlichen Interviews zum Thema ehrenamtliche bzw. freiwillige Tätigkeiten befragt. Daraus entstand der erste Freiwilligenbericht, der das freiwillige Engagement in Österreich erstmals umfassend darstellt und analysiert. Der zweite Freiwilligenbericht zieht diese erste Erhebung als Grundlage heran und vergleicht die Ergebnisse mit jenen aus der Zusatzerhebung des Mikrozensus der Statistik Austria aus dem Jahr 2006 (vgl. Hofer und Pass 2015a, S. 17).

Im Jahr 2012 war fast die Hälfte der österreichischen Bevölkerung ab 15 Jahren (46 %) freiwillig tätig. 28 Prozent der Österreicherinnen und Österreicher leisteten formelle Freiwilligenarbeit in Vereinen, Institutionen oder Organisationen, 31 Prozent engagierten sich im Rahmen von informeller Freiwilligenarbeit bzw. Nachbarschaftshilfe. Im Vergleich zum Jahr 2006 ist der Anteil freiwillig Tätiger um zwei Prozentpunkte gestiegen, wobei der Anteil der formell Freiwilligen nahezu gleich geblieben ist und sich der Anteil der informell Tätigen um vier Prozentpunkte erhöht hat. Betrachtet man das Geschlechterverhältnis, so zeigt sich, dass sich knapp die Hälfte der Männer (49 %) und jede vierte Frau (42 %) freiwillig engagiert. Hier zeigen sich deutliche Unterschiede, wenn zwischen formeller und informeller Freiwilligenarbeit

differenziert wird (vgl. Hofer 2015b, S. 18–20). „So fühlen sich die Männer eher von Ehrenämtern angezogen, die Funktionen bzw. Möglichkeiten bieten, Ansehen zu erwerben und dadurch den eigenen gesellschaftlichen Status zu erhöhen.“ (ebd., S. 19) Dies könnte mit der Geschichte des Ehrenamtes zusammenhängen (vgl. Backhaus-Maul et al. 2015, S. 42).

Es gibt Unterschiede in der Beteiligung zwischen unterschiedlichen Altersgruppen (siehe Abbildung 1).

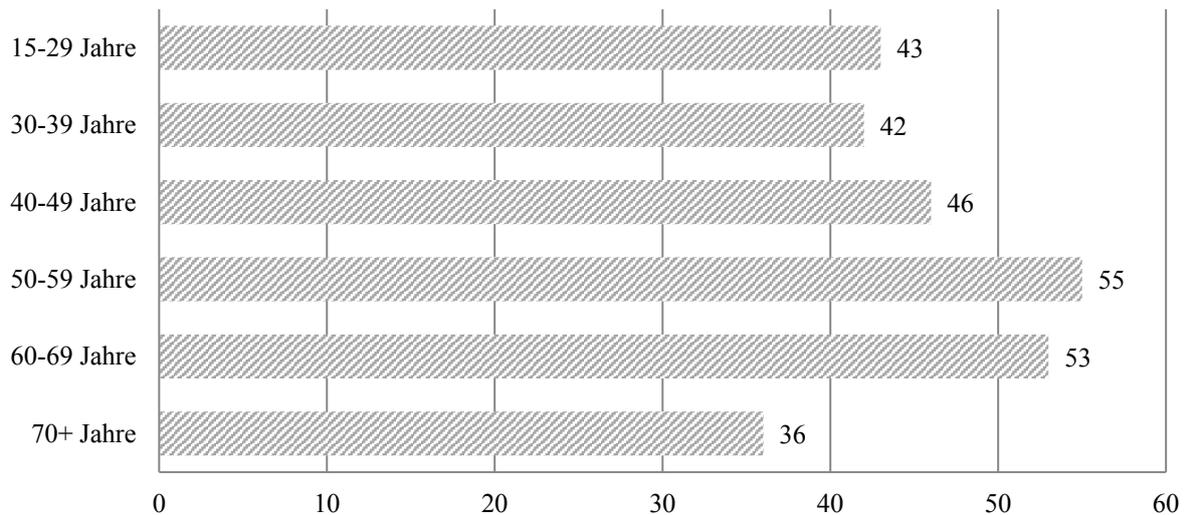


Abbildung 1: Beteiligungsquote nach Alter in Prozent (Hofer 2015b, S. 20)

Die höchste Beteiligung an Freiwilligenarbeit zeigt sich in der Gruppe der 50-59 Jährigen, wobei diese Gruppe auch die höchste Beteiligungsquote in informellen Freiwilligentätigkeiten aufweist. In der Gruppe der Personen, die 70 Jahre oder älter sind, ist zu sehen, dass etwas mehr als ein Drittel ehrenamtlich tätig ist. Mit Blick auf die steigende Lebenserwartung und den verbesserten Gesundheitszustand älterer Menschen ist diese Gruppe in Bezug auf Freiwilligenarbeit besonders interessant (vgl. Hofer 2015b, S. 18–20). „Der Großteil der Freiwilligen leistet sein Engagement an weniger als 30 Tagen pro Jahr“ (More-Hollerweger und Rameder 2009, S. 129).

Betreffend die individuellen Voraussetzungen – Bildung, Erwerbsstatus, Einkommen, soziale Integration und Gesundheit – konnten folgende Erkenntnisse herausgearbeitet werden: Je höher der Ausbildungsgrad, desto eher engagieren sich Personen ehrenamtlich. „Freiwilliges Engagement (...) korreliert mit dem jeweiligen Bildungsabschluss. Mit jeder Ausbildungsstufe steigt auch das Engagement.“ (Hofer 2015b, S. 21) Erwerbstätige nehmen eher an Freiwilligenarbeit teil als Nicht-Erwerbstätige. Auch Meyer und Rameder weisen darauf hin, dass Erwerbs- und

Freiwilligenarbeit (unabhängig vom Alter der Personen) positiv korrelieren (vgl. Meyer und Rameder 2011, S. 4). Arbeitslosigkeit sowie der Umstand nicht erwerbstätig zu sein, führt sogar dazu, dass sich die Beteiligungsquote annähernd halbiert. (vgl. ebd., S. 17) Wie Badelt und More-Hollerweger in ihrem Beitrag im „Handbuch der Nonprofit Organisation“ ausführen, müssen die ehrenamtlich Tätigen wirtschaftlich und sozial abgesichert sein, um einer ehrenamtlichen Arbeit nachgehen zu können (vgl. Badelt und Hollerweger 2007, S. 527). Die Bereitschaft, sich freiwillig zu engagieren wird mit steigendem Haushaltseinkommen grundsätzlich größer. Allerdings ist hier zu beachten, dass es offenbar einen Knick in dieser Gleichung gibt, denn Personen, die sehr große finanzielle Ressourcen haben, sind in der Regel nicht am stärksten ehrenamtlich tätig. Auch ein hohes Vertrauen in Mitmenschen und der regelmäßige Besuch einer Kirche fördern die Wahrscheinlichkeit für ehrenamtliches Engagement (vgl. Bühlmann und Freitag 2004, S. 338–344; Klein 2004, S. 19; Gensicke 2005, S. 12).

In der umfangreichen Studie zum Thema Freiwilligenarbeit im Alter von Meyer, More-Hollerweger und Rameder (2009) wurden die Daten des Mikrozensus analysiert sowie Fokusgruppendifkussionen mit Praktikerinnen und Praktikern, die in sechs Nonprofit-Organisationen tätig sind und Telefoninterviews mit 50 ehrenamtlich tätigen Menschen durchgeführt. Die Auswertung hat gezeigt, dass es zwischen den Bundesländern große regionale Unterschiede in Bezug auf die Beteiligungsquoten gibt. In Niederösterreich beteiligt sich knapp ein Drittel (32,7 %) der Gesamtbevölkerung ab 15 Jahren freiwillig, in Wien lediglich etwa jeder und jede Siebte (14,3 %). Während österreichweit mehr Männer (33 %) als Frauen (23 %) freiwillig tätig sind, ist das Geschlechterverhältnis in Wien relativ ausgeglichen (Männer: 14,0 %, Frauen: 14,5 %). Dabei ist ein Unterschied der Betätigungsfelder zu betrachten. Während Männer vor allem in den Bereichen Katastrophenhilfs- und Rettungsdienste, politische Arbeit und Interessensvertretung sowie Sport und Bewegung tätig sind, engagieren sich Frauen hauptsächlich im kirchlichen oder religiösen Bereich, in der Bildung oder im Sozial- und Gesundheitsbereich. Da klassische Katastrophenhilfs- und Rettungsdienste in Wien – im Gegensatz zu den anderen Bundesländern – mit bezahlten Angestellten arbeiten (z.B. Berufsrettung, Berufsfeuerwehr), kann dadurch die ausgeglichene Beteiligungszahl zwischen Männern und Frauen erklärt werden. Bezogen auf das Alter der Freiwilligen konnten herausgefunden werden, dass die Beteiligungsquoten in Österreich bis zum 60. Lebensjahr relativ konstant bleiben und nur leicht zurückgehen, ab dem 70. Lebensjahr nehmen sie rapide ab. Der Prozess des Alterns verläuft im Bereich der Freiwilligenarbeit offenbar unterschiedlich und führt dementsprechend auch zu Unterschieden im Ausmaß der Beteiligung (vgl. Meyer et al. 2009, S. 444–451).

Im Sozial- und Gesundheitsbereich leisten zirka 288.000 Freiwillige pro Woche etwa 1,16 Millionen Stunden Arbeit. Die Institution mit den meisten Freiwilligen in diesem Bereich ist die Caritas. Doch auch viele andere große und kleine Organisationen arbeiten mit Freiwilligen. Dazu zählen unter anderem das Rote Kreuz, die Volkshilfe, das Hilfswerk, die Diakonie sowie der Arbeiter-Samariter-Bund (vgl. Pass et al. 2015a, S. 51–52).

Die rechtliche Grundlage für die Rahmenbedingungen formeller freiwilliger Tätigkeiten stellt in Österreich seit 2012 erstmals das Bundesgesetz zur Förderung von freiwilligem Engagement (FreiwG) dar (vgl. Brlica und Stelzer-Orthofer 2015, S. 66). „Das Internetportal www.freiwil-ligenweb.at fungiert als erste Anlaufstelle für freiwilliges Engagement in Österreich sowie als Vernetzungs- und Vermittlungsmedium.“ (ebd., S. 68)

2.1.5 Einflussfaktoren auf Freiwilligenarbeit

Michael Meyer und Paul Rameder stellen in ihrem Beitrag rund um die wissenschaftliche Fachtagung zur Freiwilligenarbeit ein Zwiebelmodell der Einflussfaktoren auf das freiwillige Engagement dar (siehe Abbildung 2). Dieses Modell, das aus vier konzentrischen Kreisen besteht, soll jene Faktoren veranschaulichen, die sich auf die Art und Intensität der Freiwilligenarbeit (den Mittelpunkt der Kreise), gemessen anhand der Anzahl der geleisteten Stunden, auswirken.

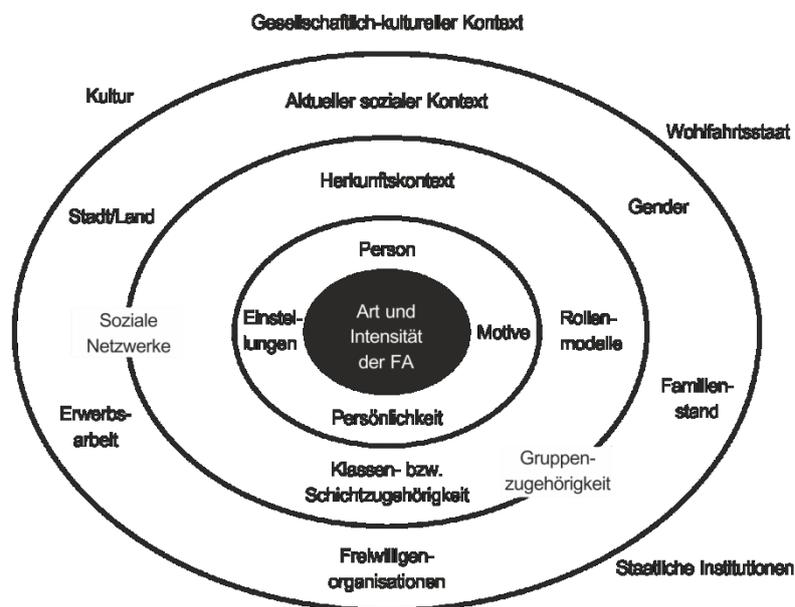


Abbildung 2: Zwiebelmodell der Einflussfaktoren auf das Engagement in Freiwilligenarbeit (Meyer und Rameder 2011, S. 3)

Die erste – sowohl gedanklich als auch räumlich naheliegende – Dimension, die in dem Modell thematisiert wird, ist die Person selbst, die Freiwilligenarbeit leistet. Dabei sind vor allem die

Einstellungen, Motive und nicht zuletzt die Persönlichkeit der Menschen ausschlaggebend dafür, ob und falls, wie viel Freiwilligenarbeit geleistet wird (vgl. auch Hillmann 2007, S. 182). Personen, die sich freiwillig engagieren, sind mit ihrem Leben zufriedener, fühlen sich gesünder und sind seltener depressiv als jene, die keine Freiwilligenarbeit leisten. Den zweiten Kreis bildet der Herkunftskontext. Das heißt die eigene Vergangenheit, die Rollenmodelle, die in der Herkunftsfamilie vermittelt wurden, sowie die Klassen- bzw. Schichtzugehörigkeit haben einen Einfluss darauf, ob und wie stark sich jemand freiwillig engagiert. An der Schnittstelle zwischen dem zweiten und dritten Kreis, dem Herkunfts- und dem aktuellen sozialen Kontext stehen die jeweiligen sozialen Netzwerke, in welche die Personen eingebunden sind und die entsprechende Gruppenzugehörigkeit. In Bezug auf den aktuellen sozialen Kontext lassen sich besonders viele Faktoren feststellen, die einen Einfluss auf die Freiwilligenarbeit haben. Besonders auffällig sind die Unterschiede in der Beteiligung im Stadt-Land-Vergleich, wie später genauer ausgeführt wird. Im Hinblick auf die Erwerbsarbeit ist festzustellen, dass diese positiv mit der Freiwilligenarbeit korreliert. Besondere Auswirkungen auf die Möglichkeit und Art der Beteiligung haben die Freiwilligenorganisationen selbst, bei denen die Menschen in der formellen Freiwilligenarbeit tätig sind bzw. werden können. Dabei ist zu bemerken, dass die Organisationen eine selektive Wirkung haben. Zu guter Letzt hat auch der gesellschaftlich-kulturelle Kontext, bestehend aus staatlichen Institutionen, der Ausprägtheit des Wohlfahrtsstaates sowie der vorherrschenden Kultur eines Landes, eine beeinflussende Wirkung auf die Freiwilligenquoten (vgl. Meyer und Rameder 2011, S. 2–5). „Insgesamt ergibt sich also ein überaus komplexes Bild: Eine Vielzahl von Einflussfaktoren auf ganz unterschiedlichen Ebenen, bei denen darüber hinaus noch Wechselwirkungen anzunehmen sind.“ (ebd., S. 5)

2.1.6 Persönliche Gründe für und gegen Freiwilligenarbeit

In der Erhebung, die dem zweiten Freiwilligenbericht zugrunde liegt, wurde unter anderem nach den Gründen für und gegen das eigene freiwillige Engagement gefragt. Als Motive für ehrenamtliche Betätigung wurden einerseits altruistische Gründe und andererseits eigennützige Motive genannt. Bei den Begründungen, weshalb keinem freiwilligen Engagement nachgegangen wird, zeigten sich vor allem zwei Faktoren. So gaben die Befragten an, noch nie gefragt oder gebeten worden zu sein, sich zu engagieren. Außerdem hätten sie aufgrund familiärer Verpflichtungen keine Kapazitäten dafür (vgl. Hofer 2015b, S. 34–35).

Bei den über 60-Jährigen werden als Hauptgründe sich freiwillig zu engagieren folgende genannt: sie üben Freiwilligenarbeit aus, weil sie aktiv bleiben möchten, ihnen diese „Spaß

macht“, sie etwas Nützliches zum Gemeinwohl beitragen und ihre Fähigkeiten und Kenntnisse einbringen können. Außerdem bietet das ehrenamtliche Engagement die Möglichkeit Menschen zu treffen und Freunde zu gewinnen sowie Erfahrungen zu teilen. Zwei Drittel der Befragten nennen den persönlichen Nutzen als Motiv für die Ausübung einer freiwilligen Tätigkeit. Gründe, nicht freiwillig tätig zu sein, waren bei den Befragten über 60 Jahren, dass sie durch familiäre Aufgaben ausgelastet seien. Diese Antwort wurde von 51 Prozent der weiblichen und von 45 Prozent der männlichen Befragten gegeben. Knapp die Hälfte der Frauen (49 %) und etwa jeder vierte Mann (41 %) gaben als Begründung an, noch nie gefragt worden zu sein (vgl. Pass et al. 2015b, S. 174).

In Bezug auf die soziale Integration lässt sich festhalten, dass „(o)bgleich in manchen Fällen eine gelungene Integration nicht auszuschließen ist, (...) soziale Integration eher eine Voraussetzung als ein Ergebnis der Freiwilligenarbeit darstellt.“ (Meyer et al. 2009, S. 462) Es wird außerdem festgestellt, dass sich Gesundheit und Freiwilligenarbeit gegenseitig verstärken (vgl. Corporation for National and Community Service, Office of Research and Policy Development 2007). Dieser positive Zusammenhang von freiwilligem Engagement und Gesundheit wurde beispielsweise anhand der Daten des European Social Survey (6. Welle, 2012/13) nachgewiesen. Dabei wurden die Antworten von mehr als 40.000 Bürgerinnen und Bürgern aus 29 EU-Ländern analysiert. Grundlage für den Gesundheitsaspekt war die Selbsteinschätzung des Gesundheitszustandes (vgl. Detollenaere et al. 2017). Eine kanadisch-amerikanische Metastudie, die 73 Artikel zu älteren Freiwilligen analysiert hat, zeigt, dass freiwilliges Engagement zu einem gesünderen, erfüllteren und längeren Leben führen kann (vgl. Anderson et al. 2014). Dafür ist es allerdings wichtig, dass das freiwillige Engagement in moderatem Ausmaß zwischen zwei und 15 Stunden pro Woche liegen sollte, da es sonst zu einer Überlastung der Freiwilligen kommen kann (vgl. Pass und Hofer 2015, S. 157–158).

Die Bereitschaft, sich ehrenamtlich zu engagieren, ist vor allem davon abhängig, ob die Person im Laufe ihres Lebens bereits Freiwilligenarbeit geleistet hat (vgl. Meyer et al. 2009, S. 457–463). Deutlich wird ein Unterschied in den Beteiligungsquoten an Freiwilligenarbeit im Stadt-Land-Vergleich. Meyer und Rameder machen „die soziale Kohäsion, die Sichtbarkeit des Einzelnen und damit die Wirksamkeit sozialer Normen“ (Meyer und Rameder 2011, S. 4–5) für den Umstand verantwortlich, dass in ländlichen Gebieten die Freiwilligenquote in der Regel über jener in urbanen Gebieten liegt. In Großstädten mit mehr als 500.000 Einwohnerinnen und Einwohnern ist die Beteiligungsquote besonders niedrig. Lediglich in ganz kleinen Gemeinden, die weniger als 500 Einwohnerinnen und Einwohner haben – das betrifft in Österreich etwa

62.000 Menschen in 183 Gemeinden – ist Meyer und Rameder zufolge langfristig ein Zusammenbruch des freiwilligen Engagements zu beobachten. Für das Funktionieren und die Aufrechterhaltung von Freiwilligenstrukturen ist also offenbar eine bestimmte Mindestzahl von Einwohnerinnen und Einwohnern im Erwerbsalter notwendig (vgl. ebd., S. 14). Einerseits ist der soziale Druck sich zu engagieren durch die höhere Anonymität in großen Städten geringer als in kleinen Gemeinden, andererseits werden in Großstädten verschiedene Arbeiten wie beispielsweise jene der Feuerwehr oder der Rettungsdienste von Hauptamtlichen übernommen (vgl. ebd., S. 10–11). Der geringe soziale Druck sich zu engagieren macht Wien für meine Erhebung besonders spannend, denn es ist davon auszugehen, dass die Entscheidung, sich zu engagieren autonomer getroffen wird als in ruralen Gegenden.

2.1.7 Freiwilligenarbeit älterer Menschen

Die Anteile der gesunden Jahre in Bezug auf die gesamte Lebensdauer steigen kontinuierlich an (vgl. Statistik Austria). Entsprechend ist es nicht weiter verwunderlich, dass vor allem die Gruppe der Älteren immer stärker in den Fokus gesellschaftspolitischer Debatten rückt. Als Möglichkeiten der sozialen Teilhabe von Älteren werden in diesem Zusammenhang häufig lebenslanges Lernen sowie Freiwilligenarbeit thematisiert (vgl. More-Hollerweger und Rameder 2009, S. 120). Dabei darf jedoch nicht darauf vergessen werden, dass es sich bei Älteren keineswegs um eine homogene Gruppe handelt (vgl. Simonson et al. 2013, S. 410). „Zum einen beeinflusst die materielle, finanzielle und soziale Absicherung älterer Menschen deren Möglichkeiten, sich freiwillig zu engagieren.“ (More-Hollerweger und Rameder 2009, S. 120) Auch bei den Älteren gilt, was unter anderem im zweiten Freiwilligenbericht bezüglich der individuellen Voraussetzungen festgestellt wurde: je höher das Bildungsniveau, desto eher engagieren sie sich freiwillig. Fehlende finanzielle Mittel bzw. Absicherung beispielsweise durch die Pensionierung sind nicht förderlich für freiwilliges Engagement. Neben den individuellen Voraussetzungen sind aber auch andere Gründe zu nennen, die einem freiwilligen Engagement älterer Menschen entgegenwirken wie „Überforderung, mangelnde Wertschätzung, Generationskonflikte, überzogene Erwartungen und fehlende Angebote“ (ebd., S. 120–121).

Durch den Ausstieg aus dem Erwerbsleben und daher möglichen familiären Veränderungen, verlieren Ältere im Zuge der Pensionierung häufig zentrale Rollen, die sie lange Zeit davor innehatten und die in der Regel zeitintensiv waren. Freiwilliges Engagement kann als neue Rolle die entstandenen Lücken im Lebensverlauf, die durch Pensionierung, den Auszug der Kinder etc. aufgetreten sind, füllen. Im Rahmen der Freiwilligenarbeit können Kompetenzen

beibehalten oder erweitert werden. Eine grundlegende Voraussetzung dafür, dass sich Menschen im Allgemeinen freiwillig engagieren, ist der Gesundheitszustand. Eine weitere Bedingung stellt in der Regel die Mobilität dar. Diese ist mit zunehmendem Alter häufig eingeschränkt. Vor allem am Land und in Regionen, in denen das öffentliche Verkehrsnetz nicht sehr dicht ist, kann dies ein Hemmnis für Freiwilligenarbeit darstellen. Eine positive Auswirkung auf das freiwillige Engagement älterer Menschen hat zudem „eine entsprechende Sozialisation als „Freiwillige“ oder „Freiwilliger“ und positive Erfahrungen mit der Betätigung.“ (ebd., S. 124) Es zeigt sich, dass die erstmalige Betätigung im Rahmen von Freiwilligenarbeit im Alter selten ist (vgl. ebd., S. 122–124).

Bezüglich der formellen sowie informellen Freiwilligenarbeit und der Häufigkeit des Engagements der Beteiligung sind kaum Unterschiede zwischen jüngeren und älteren Freiwilligen festzustellen (vgl. ebd., S. 125–126). Auch bei den Motiven, sich freiwillig zu engagieren sind keine großen Unterschiede zwischen den Altersgruppen zu sehen. „Lediglich der Wunsch, etwas für das Gemeinwohl zu tun, ist den Ab- 80- Jährigen wichtiger.“ (ebd., S. 131) Wenig überraschend wird die Anknüpfung zum Beruf bei den älteren Befragten immer unwichtiger für das freiwillige Engagement. „Auch die Möglichkeit, seine Lebenserfahrung zu erweitern und dazuzulernen, verliert mit zunehmendem Alter an Bedeutung. Der Spaß an der Tätigkeit steht bei allen drei Kohorten [unter 50 Jahren, 50-64 Jahre und 65-70 Jahre, A.F.] an vorderster Stelle, lediglich die Ab- 80- Jährigen stufen den Wunsch, anderen zu helfen, als wichtiger ein.“ (ebd.) „Aktiv bleiben“ wird von den älteren Befragten als wichtiger eingeschätzt als von den unter 50-Jährigen, wobei dieses Motiv der Kohorte der 65- bis 79- Jährigen relativ am wichtigsten ist (vgl. ebd.).

Große Unterschiede zwischen den Altersgruppen der 15- bis 49- Jährigen, der 50- bis 64- Jährigen, der 65- bis 79- Jährigen sowie derjenigen, die 80 Jahre oder älter sind, konnten im Hinblick auf die Hindernisse für freiwilliges Engagement festgestellt werden. Abbildung 3 zeigt die drei von den älteren Altersgruppen häufigsten Antworten auf die Frage welche Hindernisse es für sie gibt, sich freiwillig zu engagieren.

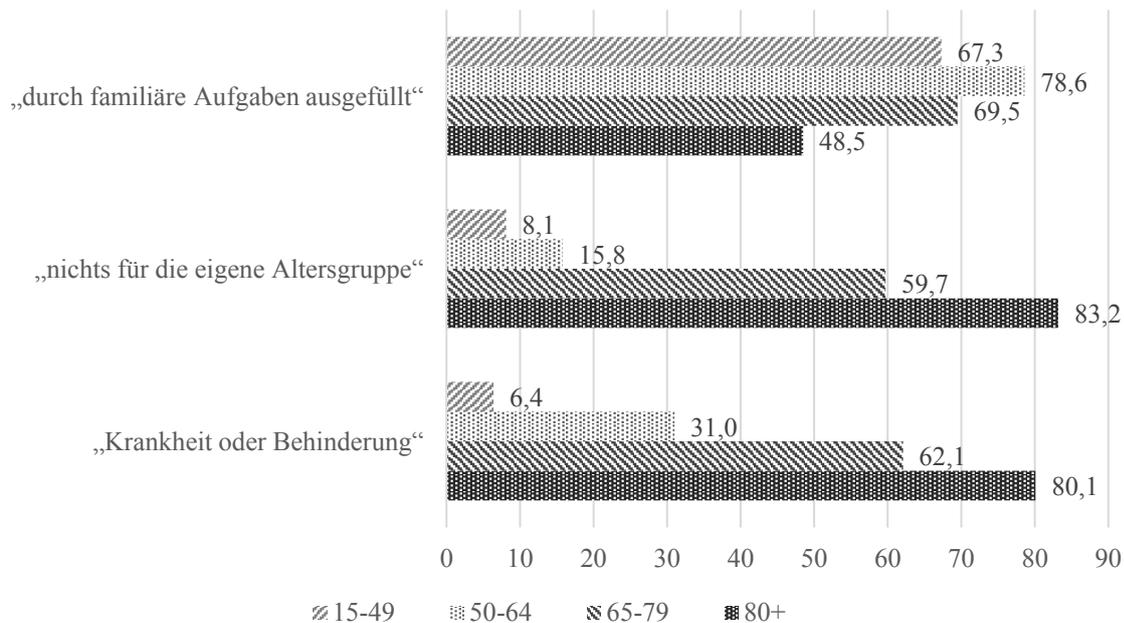


Abbildung 3: Hindernisse für freiwilliges Engagement (vgl. More-Hollerweger und Rameder 2009, S. 134)

Von den 50- bis 64- Jährigen geben fast vier Fünftel an, durch familiäre Aufgaben ausgefüllt zu sein. Hier zeigt sich „dass Ältere insbesondere durch Betreuung von Enkelkindern und Pflege von Angehörigen auch im Alter stark mit familiären Aufgaben betraut sind.“ (ebd., S. 133) Für die 65- bis 79- Jährigen ist „Krankheit oder Behinderung“ der am häufigsten genannte Grund sich nicht freiwillig zu engagieren. Bei den über 80- Jährigen ist interessanterweise die Antwort „nichts für die eigene Altersgruppe“ am häufigsten gegeben worden, dicht gefolgt von „Krankheit oder Behinderung“. Für Personen, die 80 Jahre oder älter sind, gibt es offenbar wenige Möglichkeiten sich zu engagieren bzw. von Personen, die 80 Jahre oder älter sind, wird freiwilliges Engagement offenbar als nicht geeignet für die eigene Altersgruppe gesehen (vgl. ebd.).

2.2 Soziales Kapital – Sozialkapital

Bei genauerer Betrachtung des in Kapitel 2.1.5 dargestellten Zwiebelmodells der Einflussfaktoren auf das freiwillige Engagement nach Meyer und Rameder (2011) wird der Zusammenhang zwischen Freiwilligenarbeit und sozialem Kapital deutlich. Auf allen Ebenen lassen sich Faktoren, wie die Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen und vorhandene soziale Netzwerke aufseiten der Personen finden. Doch nicht nur individuelle Faktoren sind relevant; auch die Existenz von Freiwilligenorganisationen spielt bei der Entscheidung für oder gegen ein freiwilliges Engagement eine Rolle.

Diese Differenzierung zwischen der individuellen und der organisationalen Ebene ist essentiell. In den hier verwendeten theoretischen Ansätzen wird nicht immer trennscharf zwischen diesen beiden Ebenen unterschieden. Für die vorliegende Arbeit sind beide Konzepte wichtig. Da ich einerseits auf die freiwillige Tätigkeit einzelner Personen eingehe, verwende ich für die Betrachtung der Mikro-Ebene Bourdieus Konzept des sozialen Kapitals. Der Blick auf die Organisationen auf der Meso-Ebene, die nach Bühlmann und Freitag (2004) als „Horte des Sozialkapitals“ gesehen werden können, verlangt andererseits jedoch auch nach Konzepten betreffend das Sozialkapital. Doch nicht nur für die theoretische Erarbeitung ist diese Trennung wichtig. Auch in der Realität ist diese Differenzierung relevant, da es zwischen den (Non-Profit-) Organisationen, in denen Freiwilligenarbeit geleistet werden kann und den Freiwilligen eine starke Verbindung gibt.

Es bestehen verschiedene Konzepte des sozialen Kapitals bzw. Sozialkapitals, die unterschiedlichen Disziplinen zugeordnet werden können. So gibt es beispielsweise einen ökonomischen (Badura et al. 2013; Badelt 1985; Badelt et al. 2007), einen politikwissenschaftlichen (Putnam 2001) und natürlich auch einen soziologischen (Bourdieu 1983; Coleman 1988) Blick auf das Phänomen.

Sozialkapital leitet sich vom lateinischen „socialis“ (die Gesellschaft betreffend) und dem italienischen „capitale“ (Hauptsumme) ab. Es „bezeichnet eine Menge von sozialen Kontakten, Beziehungen, Verbindungen und Mitgliedschaften sowie die hieraus ermöglichten Vorteile für Individuen und kollektive Gebilde.“ (Hillmann 2007, S. 822) Der Begriff Sozialkapital ist äußerst komplex. Deutlich wird die Relevanz der Beziehungen unter anderem da dieser sowohl formelle als auch informelle sowie starke und schwache Beziehungen beinhaltet (vgl. Hillmann 2007, S. 823; Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 332).

Der englische Soziologe und Politikwissenschaftler Nigel Swain stellte fest, dass Pierre Bourdieu, Howard S. Becker, James S. Coleman und Robert D. Putnam das Konzept des Sozialkapitals erst sehr spät in ihren Arbeiten entdeckten bzw. sich erst spät damit befassten. „[S]ocial capital was developed by all four late in their intellectual careers because they needed it to round off their cases; it plugged a theoretical gap, and it was a gap that needed filling.“ (Swain 2003, S. 201) Dabei ist der Begriff des Sozialkapitals, der bereits 1916 in den USA von Lyda Judson Hanifan geprägt wurde, kein neuer (vgl. Hillmann 2007, S. 822).

Am Sozialkapitalkonzept wurde in den letzten Jahren vermehrt Interesse gezeigt. Dies hängt wohl auch damit zusammen, dass diesem sowohl auf gesellschaftlicher als auch auf

individueller Ebene positive Effekte zugeschrieben werden (vgl. Hartung 2014, S. 59–60). „Individueller Nutzen entsteht zum Beispiel durch Zugang zu Informationen, Lernprozessen oder durch gesundheitsförderliche soziale Integration. Kollektiver Nutzen entsteht zum Beispiel durch Vertrauen, erleichterte Kooperation, Erzeugung und Verbreitung neuen Wissens“ (Badura 2013b, S. 28). Doch auch für Organisationen spielt Sozialkapital als Teil des immateriellen Vermögens eine wichtige Rolle (vgl. Badura 2013a, S. 2).

Nach der deutschen Sozialwissenschaftlerin Susanne Hartung sind drei Aspekte für die Erreichung von Ressourcen, die wiederum für den Zugang der Individuen zu Sozialkapital relevant sind, wichtig. Der Zugang wird erleichtert, wenn „gegenseitige Verbindungen und Erwartungen bestehen, (...) die Informationskanäle gut funktionieren, sowie (...) soziale Normen vorhanden sind, an die sich die Betroffenen halten.“ (Hartung 2014, S. 64) Es wird also ersichtlich, dass dieses theoretische Konzept immer in Verbindung zu einer Gemeinschaft gesehen werden muss. „Sozialkapital gibt es nicht „für sich“. Einzelne können zwar „soziale Kompetenz“ erwerben, doch Sozialkapital ist mehr: Dazu bedarf es der Bindungen und Beziehungen.“ (Gehmacher und Rammer 2015, S. 149)

Hier zeigt sich die Schwierigkeit die Konzepte Sozialkapital und soziales Kapital voneinander abzugrenzen. Bei der Betrachtung von sozialem Kapital und den damit verbundenen sozialen Beziehungen wird zwischen verbindendem (bonding), überbrückendem (bridging) und verknüpfendem (linking) Sozialkapital unterschieden. Ersteres tritt zwischen Individuen auf, die sich ähnlich sind und entsprechend viel gemeinsam haben. Hier entstehen starke horizontale Bindungen. Die zweite Form zeichnet sich hingegen durch schwache horizontale Bindungen zwischen Menschen aus, die aus unterschiedlichen sozialen Gruppen stammen. Letzteres bezieht sich auf vertikale Bindungen, das heißt auf Verbindungen über Hierarchieebenen hinweg (vgl. Hartung 2014, S. 72–73). Bühlmann und Freitag sehen Organisationen, die unterschiedliche Menschen in Hinblick auf Alter, Geschlecht, Ethnizität etc., zusammenbringen als „Horte des Sozialkapitals“ (Bühlmann und Freitag 2004, S. 330). Aus diesem Grund erscheint die Untersuchung von Menschen, die in solchen Vereinigungen ehrenamtlich tätig sind, ideal.

Die Messung von Sozialkapital wird an unterschiedlichen Parametern festgemacht. Siegrist, Dragano und Knesebeck ziehen dafür als Indikatoren „die Wahrnehmung sozialen Vertrauens und Aktivitäten in freiwilligen Vereinigungen“ (Siegrist et al. 2009, S. 173) heran. Henning nennt die Platzierung im Netzwerk und die eingebetteten Ressourcen als zentrale Elemente des Sozialkapitals. Sie führt aber auch die „Größe, Dichte, Kohäsion und Geschlossenheit von

Netzwerken“ (Hennig 2010, S. 184) als mögliche weitere Maßzahlen an. Badura nennt die „Dichte des Vereinslebens, Verbindlichkeit von Reziprozitätsnormen oder das Niveau zwischenmenschlichen Vertrauens“ (Badura 2013b, S. 28) als häufige Indikatoren.

James S. Coleman hat sich in seinen Arbeiten in ähnlicher Weise wie Pierre Bourdieu mit sozialem Kapital beschäftigt. Bei Coleman (1988) liegt der Fokus auf dem Vertrauen und sein Konzept ist sehr stark im Utilitarismus verankert. Bourdieu geht stärker auf den Beziehungen, die im Zusammenhang mit sozialem Kapital entstehen ein. In seinem Verständnis ist das Ziel der theoretischen Herangehensweise die Beschreibung gesellschaftlicher Strukturen und Austauschprozesse anhand seines umfassenden Kapitalkonzepts. Diese Austauschbeziehungen stellen dabei für ihn eine wichtige Basis des sozialen Kapitals dar (vgl. Bourdieu 1983, S. 191). Daher stütze ich meine theoretischen Ausführungen – im Hinblick auf die Verbindungen mit der Austauschtheorie – auf die Arbeit Pierre Bourdieus.

2.2.1 Soziales Kapital nach Pierre Bourdieu

Es war für die vorliegende Forschung wichtig einen theoretischen Hintergrund zu finden, in dem die sozialen Ressourcen, die Menschen haben, behandelt werden und die für eine soziologische Forschung Relevanz hat. Hier haben sich die Kapitaltheorie von Pierre Bourdieu im Allgemeinen und das soziale Kapital im Speziellen angeboten, da er darunter Folgendes versteht: „Das Sozialkapital ist die Gesamtheit der aktuellen und potentiellen Ressourcen, die mit dem Besitz eines dauerhaften Netzes von mehr oder weniger institutionalisierten *Beziehungen* gegenseitigen Kennens oder Anerkennens verbunden sind“ (Bourdieu 1983, S. 190–191).

Kapital ist nach Bourdieu im Allgemeinen „akkumulierte Arbeit, entweder in Form von Materie oder in verinnerlichter, „inkorporierter“ Form.“ (ebd., S. 183) Diese Kapitalsorten sind dafür verantwortlich, dass das Zusammenleben in der Gesellschaft bestimmten Strukturen folgt und nicht, wie beispielsweise beim Glücksspiel, vom Zufall abhängig ist. Dabei ist zu beachten, dass diese Kapitalformen ungleich in der Gesellschaft verteilt sind. „Die zu einem bestimmten Zeitpunkt gegebene Verteilungsstruktur verschiedener Arten und Unterarten von Kapital entspricht der immanenten Struktur der gesellschaftlichen Welt, d.h. der Gesamtheit der ihr inwohnenden Zwänge, durch die das dauerhafte Funktionieren der gesellschaftlichen Wirklichkeit bestimmt und über die Erfolgchancen der Praxis entschieden wird.“ (ebd.) Das jeweilige Vorhandensein oder Fehlen des Kapitals entscheidet also über den (Miss-) Erfolg bzw. bestimmte Möglichkeiten einzelner Personengruppen. Bourdieu beschreibt, dass die Akkumulation des Kapitals in der Regel zeitintensiv ist (vgl. ebd.).

Pierre Bourdieu hat – im Unterschied zum wirtschaftlichen Verständnis von Kapital, das traditionell ausschließlich das ökonomische Kapital bezeichnet – drei grundlegende Kapitalbegriffe beschrieben. Das ökonomische, das kulturelle sowie das soziale Kapital. Diese Begriffserweiterung über den einfachen Warenaustausch hinaus ist nötig, um die unterschiedlichen Facetten des gesellschaftlichen Lebens, das definitiv mehr beinhaltet als die Sphäre der Wirtschaft, erfassen zu können.

Bourdieu befasste sich erst in seinen späteren Jahren mit dem Konzept des sozialen Kapitals, da – wie Nigel Swain ausführt – klar wird, dass das gesellschaftliche Leben nicht nur rein ökonomischen Prämissen folgt und ein „theoretical gap“ (Swain 2003, S. 201) vorhanden ist, den es auszugleichen gilt. Der in der Wirtschaftstheorie beschriebene Warenaustausch setzt das Streben nach Profitmaximierung und ökonomischen Eigennutz voraus. Andere Formen des sozialen Austausches, wie ihn beispielsweise Christian Stegbauer und Peter M. Blau beschreiben, wären in wirtschaftstheoretischer Hinsicht nicht relevant, da sie nicht denselben Regeln unterworfen sind. Dennoch ist gemeinhin bekannt, dass auch grundsätzlich (scheinbar) Unverkäufliches, das in erster Linie nicht der ökonomischen Sphäre zuzuordnen ist, einen bestimmten Preis hat (vgl. Bourdieu 1983, S. 183–184). Bourdieu kommt zu dem Schluss, dass „eine wirklich allgemeine Wissenschaft von der ökonomischen Praxis in der Lage sein [muß], auch alle die Praxisformen miteinzubeziehen, die zwar objektiv ökonomischen Charakter tragen, aber als solche im gesellschaftlichen Leben nicht erkannt werden und auch nicht erkennbar sind.“ (ebd., S. 184)

Ökonomisches Kapital zeichnet sich dadurch aus, dass es direkt in Geld umgewandelt werden kann. Wenn Frau Huber beispielsweise ihr Auto an Herrn Mayer verkauft, dann erhält Herr Mayer das Auto und Frau Huber Geld. Es handelt sich also um einen einfachen Tausch einer Ware gegen Geld. Dieser Vorgang wird insbesondere im Eigentumsrecht sehr deutlich (vgl. ebd., S. 185). *Kulturelles Kapital* kann in drei verschiedenen Formen vorliegen und ist in besonderen Fällen in ökonomisches Kapital umwandelbar. Die erste Form, die Bourdieu beschreibt, ist das inkorporierte, also das körpergebundene, Kulturkapital. Darunter ist Bildung zu verstehen, die jeder und jede selbst erwerben muss. Dieser Erwerb kostet Zeit, die man persönlich – Delegation ist in diesem Fall ausgeschlossen – dafür aufbringen muss. Dabei wird schnell klar, dass hier eine finanzielle Komponente präsent ist. In der Zeit, in der gelernt wird, kann im Normalfall nicht gleichzeitig gearbeitet und somit Geld verdient werden (vgl. ebd., S. 185–186). Wer mehr finanzielle Mittel zur Verfügung hat, kann außerdem eine Nachhilfelehrerin oder einen Nachhilfelehrer bezahlen oder eine private Bildungseinrichtung besuchen.

„Inkorporiertes Kapital ist ein Besitztum, das zu einem festen Bestandteil der „Person“, zum Habitus geworden ist; aus „Haben“ ist „Sein“ geworden.“ (ebd., S. 187) Dadurch, dass diese Kapitalform zum Habitus geworden ist, verliert sie und dadurch auch die Weitergabe im Vergleich zu Besitztümern an Sichtbarkeit und wird daher immer wieder als symbolisches Kapital bezeichnet (vgl. ebd.). Die zweite Form des kulturellen Kapitals stellt das objektivierte Kulturkapital dar. Darunter sind kulturelle Güter, etwa Bücher, Kunstwerke oder auch Maschinen zu verstehen, die in materiellem Zustand vorliegen. Das Besitzen dieser Gegenstände alleine ist in aller Regel allerdings nicht ausreichend. Es bedarf darüber hinaus des zuvor beschriebenen inkorporierten Kulturkapitals, um beispielsweise mit einer Kunstsammlung richtig umgehen zu können (vgl. ebd., S. 188–189). Als dritte und letzte Form ist das institutionalisierte Kulturkapital, sichtbar gemacht beispielsweise durch schulische Titel, zu nennen. Das kulturelle Kapital, das eine Person im Laufe eines Studiums erwirbt, wird durch den erworbenen akademischen Grad als vorhanden angesehen, während Menschen, die keinen solchen Abschluss vorweisen können, ihre Kompetenz immer wieder unter Beweis stellen müssen. „Der schulische Titel ist ein Zeugnis für kulturelle Kompetenz, das seinem Inhaber einen dauerhaften und rechtlich garantierten konventionellen Wert überträgt.“ (ebd., S. 190) Hier ist ebenfalls eine Nähe zum ökonomischen Kapital gegeben, da der jeweilige Geldwert, der eingesetzt werden musste, um diesen Titel zu erwerben, berechnet und mit jenem anderer Individuen verglichen werden kann (vgl. ebd.).

Im *sozialen Kapital* werden die bereits beschriebenen Beziehungen in der Praxis nur durch tatsächliche Tauschbeziehungen materieller und symbolischer Natur aufrechterhalten. Das bloße daran Denken, dass man sich zum Beispiel ehrenamtlich engagieren könnte, reicht also nicht aus, um in dieser Art des Tausches berücksichtigt zu werden. Dieser Gedanke wird im Kapitel zur Austauschtheorie und Reziprozität (siehe Kapitel 2.3) weiter verfolgt werden. Häufig gibt es bestimmte Institutionalierungsakte, die das Entstehen solcher Beziehungen kennzeichnen, die daran Beteiligten prägen und bedeutende Momente hervorheben. Wie groß das jeweilige Sozialkapital eines Menschen ist, hängt einerseits von der Größe des Beziehungsnetzes und andererseits von dem Vorhandensein der oben dargestellten Kapitalsorten bei denjenigen Personen, die Teil des Beziehungsnetzes sind, ab. Vor allem die zweite Voraussetzung mag auf den ersten Blick unklar oder sogar widersprüchlich wirken.

Bourdieu weist darauf hin, dass das soziale Kapital niemals vom ökonomischen, kulturellen und symbolischen Kapital unabhängig sein kann, „denn die in den Tauschbeziehungen institutionalisierte gegenseitige Anerkennung setzt das Anerkennen eines Minimums von „objektiver“

Homogenität unter den Beteiligten voraus“ (ebd., S. 191). Diese Verbindung der unterschiedlichen Kapitalsorten wird aber auch dann deutlich, wenn man beispielsweise daran denkt, dass diese Beziehungen zu materiellen oder symbolischen Profiten aufgrund von Empfehlungen oder die Zugehörigkeit zu einer bestimmten angesehenen Gruppe führen können, zumal das soziale Kapital bei Bourdieu auch immer auf „Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen“ (ebd., S. 190–191) basiert. Das Beziehungsnetz ist aber nicht „einfach da“, sondern wird durch Institutionalisierungsarbeit, zu denen die genannten Institutionalisierungsriten gehören, laufend (re-)produziert. „[D]as Beziehungsnetz ist das Produkt individueller und kollektiver Investitionsstrategien, die bewußt oder unbewußt auf die Schaffung und Erhaltung von Sozialbeziehungen gerichtet sind, die früher oder später einen unmittelbaren Nutzen versprechen.“ (ebd., S. 192)

Eine besondere Voraussetzung des Austausches, die zugleich auch dessen Ergebnis darstellt, ist, dass sich die Mitglieder einer Gruppe gegenseitig kennen und anerkennen. Die gegenseitige Anerkennung reproduziert die Gruppe selbst und damit auch die Gruppengrenzen immer wieder neu. Jedes Gruppenmitglied definiert die Grenzen, die durch das Handeln entstehen, mit. Dadurch kommt es dazu, dass jeder Neuzugang zur Gruppe diese verändern und die Interessen derselben potentiell gefährden kann. Aus diesem Grund werden Personen, die in eine bestehende Gruppe eintreten möchten, im Vorfeld überprüft. In der Arbeitswelt besteht die Probezeit, im familiären oder privaten Kontext liegt im Normalfall etwas Zeit zwischen dem Kennenlernen, der Verlobung und der Hochzeit eines Paares und in einer (neuen) Freundschaft entwickelt sich das Vertrauen und die Belastbarkeit der Beziehung häufig erst über einen längeren Zeitraum hinweg. „Auf scheinbar zufällige Weise [z.B. in exklusiven Clubs, Sportarten, Schulen, Bällen, etc., A.F.] ermöglichen sie [die Familien, die bestehenden Gruppen, A.F.] so das Zusammentreffen von Individuen, die im Hinblick auf alle für das Leben und Überleben der Gruppe wichtigen Gesichtspunkte so homogen wie möglich sind.“ (ebd., S. 193) Um das Sozialkapital bzw. das persönliche Beziehungsnetz beizubehalten oder zu vergrößern, muss es zu regelmäßigen Austauschakten kommen (vgl. ebd., S. 191–194).

Sowohl das kulturelle als auch das soziale Kapital können von jemandem, der oder die über ökonomisches Kapital verfügt, grundsätzlich zumindest teilweise erworben werden. Mit genügend finanziellen Mitteln ist die Anschaffung einer Kunstsammlung oder das Studium an einer angesehenen Universität möglich. Man kann sich auch eine Mitgliedschaft in einem exklusiven Jacht- oder Golfclub kaufen. Um das jeweils beschaffte Kapital aber auch tatsächlich einsetzen zu können, ist ein nicht unwesentlicher Transformationsaufwand nötig.

2.2.2 Sozialkapital nach Susanne Hartung

Die deutsche Sozialwissenschaftlerin Susanne Hartung hat ein Modell zur Darstellung der unterschiedlichen Dimensionen, Ebenen und Komponenten von Sozialkapital entwickelt. Darin wird die Komplexität dieses Konzepts anschaulich gemacht und verdeutlicht, wie die einzelnen Bestandteile des Modells miteinander zusammenhängen. Besonders im Hinblick auf die Unterscheidung von sozialem Kapital auf der Mikroebene und Sozialkapital, das der Makroebene zugeordnet werden kann, stellt das Modell eine passende Ergänzung für die vorliegende Arbeit dar.

Hartung beschreibt Sozialkapital als Mehrebenenphänomen. Dabei unterscheidet sie zwischen einer Mikroebene, bei der einzelne Individuen im Fokus stehen, einer Makroebene, bei der die Gesellschaft im Mittelpunkt steht, und einer Mesoebene, die sich zwischen den beiden genannten befindet. Gleichzeitig identifiziert sie zwei Dimensionen. Einerseits nennt Hartung die strukturelle Dimension, bei der sie direkte Kontakte zwischen einzelnen Personen und indirekte Kontakten, wie sie beispielsweise im Schriftverkehr mit Amtspersonen vorkommen, unterscheidet. Bei dieser Dimension handelt es sich um die objektive Struktur des Beziehungsnetzes. Andererseits stellt sie eine kognitive Dimension fest, mit der die subjektive Wahrnehmung erfasst wird. Hier nennt die Sozialwissenschaftlerin zum einen Vertrauen, das heißt den Glauben, dass sich die Gegenseite nicht so verhalten wird, dass es einem selbst schadet. Zum anderen führt sie das Konzept der Reziprozität an, das sie nach Marcel Mauss, als Geben, Nehmen und Erwidern bzw. als Gabe und Gegengabe definiert. Diese beiden Konzepte bedingen sich gegenseitig und sind somit eng miteinander verknüpft. Analog zu den Kontakten, unterscheidet Hartung sowohl beim Vertrauen als auch bei der Reziprozität zwischen personenbezogenen und generalisierten Aspekten. Es geht also einerseits um die eigenen Erfahrungen, die Individuen mit anderen Menschen in ihrem Leben gemacht haben und andererseits um Normen, die allgemein in einer Gemeinschaft gelten (vgl. Hartung 2014, S. 66–71).

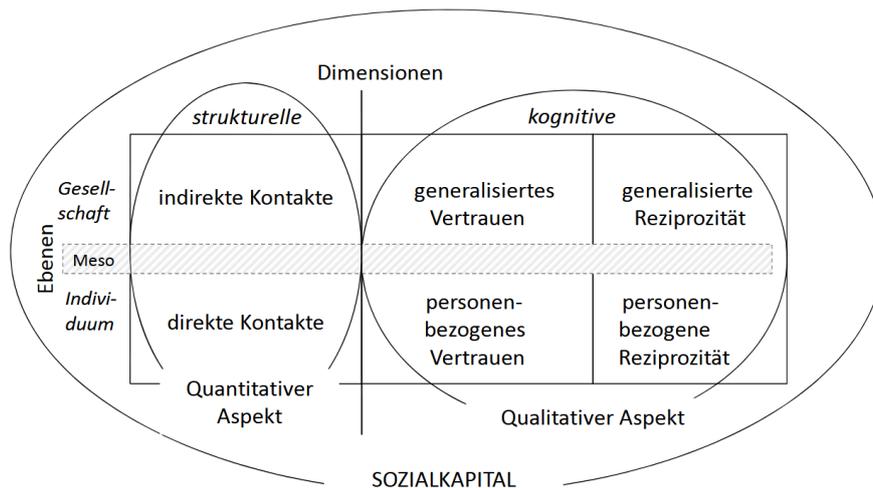


Abbildung 4: Komponenten des qualitativen und quantitativen Aspekts von Sozialkapital (Hartung 2014, S. 82)

Für das soziale Kapital eines Individuums sowie auch das Sozialkapital, das innerhalb der Gesellschaft besteht, ist jedoch nicht nur die quantitative Anzahl der Kontakte ausschlaggebend, sondern auch deren Qualität. Sehr viele lose Kontakte, denen es an Vertrauen und erwartbarer Gegenseitigkeit fehlt, sind in der Regel nicht belastbar. „Soziale Beziehungen sind dann hilfreich, wenn sie sich auf Vertrauen und Reziprozität gründen.“ (ebd., S. 81) Abbildung 4 zeigt die unterschiedlichen Ebenen und Dimensionen, die bei der Beschäftigung mit Sozialkapital berücksichtigt werden. Es wird klar ersichtlich, warum Reziprozität und die Austauschtheorie in diesem Kontext relevant sind.

Im Modell fokussiert Hartung auf die Mikro- und die Makroebene. Da die Mesoebene eine Grauzone darstellt, in der sowohl direkte als auch indirekte Kontakte stattfinden, wird diese in ihrem Modell leider ausgeklammert. In Bezug auf die formelle Freiwilligenarbeit in Organisationen wäre diese Ebene besonders spannend.

Mit dem Ausscheiden aus der Erwerbsphase, kommt es üblicherweise zu einer Veränderung des sozialen Kapitals. Kontakte, die während der Erwerbstätigkeit automatisch zustande gekommen sind, fallen weg und zusätzlich gehen Rollen, die meist jahr(zehnt)elang ausgefüllt wurden, verloren (siehe Kapitel 2.1.7). Deshalb ist es notwendig, sich mit dem sozialen Kapital älterer Menschen im Speziellen zu beschäftigen.

2.2.3 Soziales Kapital älterer Menschen

Der Zugang zu Sozialkapital ermöglicht es älteren Menschen, auch in fortschreitendem Alter ein produktives, weitgehend unabhängiges und erfülltes Leben zu führen. Die US-amerikanische Sozialwissenschaftlerin Carolyn C. Cannuscio und ihre Kollegen führen zwei Aspekte an, warum soziales Kapital insbesondere für das erfolgreiche Altern relevant ist.

Einerseits ist die Gefahr, dass ältere Menschen ihre sozialen Beziehungen mit der Zeit beispielsweise aufgrund von Pensionierung und dem damit verbundenen Wegfall von Kontakten im Arbeitsleben oder Todesfällen im Freundes- und Bekanntenkreis verlieren, groß. Außerdem zeigt sich in den USA der Trend, dass ältere Menschen zunehmend alleine wohnen und so die Gefahr der Isolation steigt. Dadurch wird es für diese notwendig, auf das Sozialkapital innerhalb der Gemeinden, in denen sie leben, zurückzugreifen. Selbst wenn die Menschen selbst nicht auf viele persönliche soziale Beziehungen zurückgreifen können, so können diese von einem hohen Sozialkapital innerhalb der Gemeinschaft profitieren. Das Vorhandensein von Sozialkapital und der Zugang zu einem sozialen Netz werden daher für ein erfolgreiches Altern immer wichtiger (vgl. Cannuscio et al. 2003, S. 395–399).

Andererseits beschreiben Cannuscio et al. (2003), dass das Sozialkapital innerhalb der Gemeinden in den USA – gemessen am freiwilligen Engagement oder dem sozialen Vertrauen – insgesamt zurückgehe und die Bevölkerung immer älter werde. Dabei wird deutlich, dass sich die Älteren im Vergleich zu den Jüngeren stärker freiwillig engagiert haben. Es bleibt abzuwarten, ob sich das freiwillige Engagement der aktuell jüngeren Generationen in Zukunft steigert, wenn diese älter werden. Deutlich wird, dass die Älteren zum einen der „soziale Klebstoff der Gemeinschaft“ sind und zum anderen von diesem hohen Sozialkapital besonders profitieren. Um diese Aspekte zu untermauern, wird die Hitzewelle in Chicago im Jahr 1995 als Beispiel angeführt. Während dieser Hitzewelle starben mehr als 700 Menschen, wobei drei Viertel davon älter als 65 Jahre waren. Das höchste Risiko, an den Folgen dieses Wetterextrems zu sterben, hatten isolierte ältere Personen. Darin zeigt sich also die Relevanz für die Aufrechterhaltung bzw. Steigerung des Sozialkapitals innerhalb von Gemeinschaften – insbesondere im Hinblick auf Ältere, die besonders stark zum Sozialkapital beitragen und von diesem profitieren (vgl. ebd.).

Die britische Soziologin Anne Gray beschäftigte sich in einer Studie mit der Frage, wie soziale Netzwerke die praktische und emotionale Unterstützung, die Menschen über 60 Jahren in Großbritannien erfahren, beeinflussen. Dabei fokussierte sie sowohl auf formelle Aspekte der

Unterstützung, beispielsweise durch Organisationen wie die Kirche, als auch auf informelle, etwa durch Mitglieder des Freundes- oder Bekanntenkreises. Dafür wertete sie die Daten des British Household Panel Survey aus, einer Längsschnitterhebung die seit 1991 jährlich von der Universität Essex durchgeführt wird. Den theoretischen Hintergrund für ihre Überlegungen bildete – wie auch in dieser Arbeit – das soziale Kapital nach Pierre Bourdieu (vgl. Gray 2009, S. 5–7).

Einsamkeit ist ein Problem, mit dem Ältere häufig zu kämpfen haben. In Großbritannien gaben etwa zehn Prozent der über 65-Jährigen an, sich häufig einsam zu fühlen. Mit steigendem Alter wuchs auch die Zahl der Betroffenen. In der Studie Quality of Life Survey konnten die Autorinnen einerseits das „persönliche soziale Kapital“ und andererseits die Frequenz der Einsamkeit als wichtigste Determinanten für die Lebensqualität bestimmen. Die Gefahr der Einsamkeit wird häufig als Problem von Hochaltrigen gesehen, doch dies hängt oft mit einschneidenden Erlebnissen, beispielsweise dem Tod des Ehemanns oder der Ehefrau, einem Umzug oder auch der Pensionierung zusammen (vgl. ebd., S. 10–11).

In Studien zum Sozialkapital wird die zivilgesellschaftliche Partizipation häufig über- und die informellen Bindungen zwischen Individuen häufig unterschätzt. Aus diesem Grund hat sich Gray in ihrer Studie auf verschiedene Formen der Beteiligung konzentriert. Sie fokussiert vor allem auf die aktive Beteiligung statt auf einfache Mitgliedschaft in Vereinen oder Clubs (vgl. ebd., S. 15). Sie kommt zu dem Schluss, dass sich offensichtlich jeder Mensch, in der Hoffnung die eigenen sozialen Kontakte zu vermehren, in einer Organisation engagieren kann. Es gibt Anzeichen dafür, dass ältere Personen, die der Mittelschicht angehören, dies tun, wenn sie umziehen. Dass dies grundsätzlich möglich ist, heißt aber nicht, dass es auch tatsächlich so umgesetzt wird. Der viel wahrscheinlichere Fall ist, dass sich Menschen in Organisationen engagieren, in denen sie bereits andere Personen kennen (vgl. ebd., S. 29). Es ist also eine interessante Frage, warum sich die Freiwilligen für die Partizipation an einer ausgewählten Organisation entschieden haben.

2.3 Soziale Austauschprozesse

Soziales Kapital nach Pierre Bourdieu beruht, wie beschrieben, auf Beziehungen zwischen Menschen, die miteinander in Austausch stehen. „Für die Reproduktion von Sozialkapital ist eine unaufhörliche *Beziehungsarbeit* in Form von ständigen Austauschakten erforderlich, durch die sich die gegenseitige Anerkennung immer wieder neu bestätigt.“ (Bourdieu 1983, S. 193)

Um diesem Umstand Rechnung zu tragen, wird in dieser Arbeit zusätzlich zu den Konzepten des Sozialkapitals sowie des sozialen Kapitals auch auf Austauschtheorien eingegangen. Soziale Austauschprozesse sind allgegenwärtig und somit weder aus dem täglichen Leben, noch aus der Freiwilligenarbeit wegzudenken. Nach Pass und Hofer (2015) „lehnt sich die Freiwilligentätigkeit an das Prinzip der Reziprozität an: Es ist als Geben und Nehmen zwischen einem Individuum und einer Gruppe, Organisation oder Gesellschaft zu werten.“ (Pass und Hofer 2015, S. 157) Alle meiner Interviewpersonen kommen im Rahmen ihrer freiwilligen Tätigkeit zumindest mit einem, in den meisten Fällen aber mit mehreren Menschen, in Kontakt.

Sowohl Blau als auch Stegbauer beschreiben in ihren Theorieansätzen, dass Individuen ständig mit Austauschprozessen konfrontiert sind. Beide Autoren gehen dabei davon aus, dass es sich bei den Tauschgütern nicht um materielle Dinge handeln muss und dass der Wert, der den getauschten Dingen oder Leistungen zugeschrieben wird, entscheidend für das Zustandekommen des Austausches ist. Eine weitere Gemeinsamkeit stellt das Vertrauen in einen fairen Austausch dar, wobei dieses bei Blau stärker zum Tragen kommt als bei Stegbauer. Unterschiede zwischen den Theorien treten bei Abgrenzung zwischen sozialem und wirtschaftlichem Austausch auf. Während Blau klar zwischen diesen beiden Typen unterscheidet, stellt der Kauf für Stegbauer die „einfachste (...) Form des Austausches“ (Stegbauer 2011, S. 33) dar. Stegbauer geht von einem Kontinuum aus, während Blau unterschiedliche Typen des Austauschs definiert. Zuerst wird nun auf die Reziprozität nach Stegbauer eingegangen, dann auf die Austauschtheorie nach Blau.

2.3.1 Reziprozität nach Christian Stegbauer

Durch das Reziprozitätsprinzip entstehen zwischenmenschliche Beziehungen oder werden gefestigt. Reziprozität, also Gegenseitigkeit, ist eines der grundlegenden Prinzipien auf denen die Gesellschaft aufgebaut ist. Kaum jemand kommt ohne den gegenseitigen Tausch mit anderen Menschen aus. Die Abhängigkeit von Leistungen und Gegenleistungen sieht der deutsche Soziologe Christian Stegbauer „fast als *den* elementarsten Teil des Zusammenlebens [an], denn dieser begründet für sich schon Sozialität.“ (ebd., S. 14) Diese Notwendigkeit bringt jene Menschen zusammen, die Interesse an einem Tausch, also dem Geben und Nehmen, haben. Was tatsächlich getauscht wird, ist in erster Linie nebensächlich. Dieser Austausch stellt eine grundlegende Voraussetzung sozialer Beziehungen dar. „Zwar umfassen Reziprozitätsprozesse nicht alles Soziale, aber Beziehungen sind ohne diese kaum denkbar.“ (ebd., S. 15) Wenn nun vom klassischen ökonomischen Austausch, dem Kauf, abgesehen wird, zeigt sich, dass bei den

allermeisten Austauschprozessen zwischen zwei oder mehr Individuen die Beziehungsdimension eine sehr wichtige Rolle spielt, und daher nicht unbeachtet bleiben darf. So unterschiedlich diese Verbindungen zwischen Individuen sein können, so verschieden sind auch die Austauschprozesse. Soziale Beziehungen müssen daher bei der Untersuchung von Reziprozität immer berücksichtigt und mitgedacht werden (vgl. ebd., S. 11–27).

Begrifflich werden vier Formen der Reziprozität unterschieden (vgl. ebd., S. 29). Erstens nennt Stegbauer die *direkte* oder „*echte*“ *Reziprozität*, des eingeschränkten Tauschs. Diese „beruht auf direkten Beziehungen, die sich, egal wie viele Personen letztlich daran beteiligt sind, analytisch in Dyaden auflösen lassen.“ (ebd., S. 33) Getauscht werden können nicht nur materielle Gegenstände, sondern auch immaterielle Leistungen. Als gerecht gilt ein Austausch dann, wenn die Tauschenden die betreffenden Güter oder Leistungen als äquivalent ansehen – unabhängig davon, welchen Wert andere Menschen diesen zuschreiben. Als einfachste Form der direkten Reziprozität kann der Tausch von Waren gegen Geld genannt werden. Der Kauf ist die „am wenigsten beziehungsstiftende Form des Austausches“ (ebd.). Nach Abschluss des Austausches erwachsen – sofern keine Mängel etc. auftreten – den Tauschparteien keine weiteren Verpflichtungen (vgl. ebd., S. 33–44).

Auf die Frage „Was aber, wenn Gaben selbstlos gegeben werden, wenn der Schenkende gar keine Erwidderung erwartet?“ (ebd., S. 65) findet Stegbauer folgende Antwort: In diesem Fall könnte beispielsweise die Freude des oder der Beschenkten für die schenkende Person als unbewusste Gegenleistung ausreichend sein. „Ein solche [sic!] selbstloses Verhalten ist natürlich auf der Analyseebene schwer nachzuvollziehen, zumal ja nicht das Geschenk oder ein Tauschäquivalent im Vordergrund steht, sondern die Beziehungsebene wohl am relevantesten ist.“ (ebd.) Der oder die Begünstigte wird aller Voraussicht nach davon ausgehen, dass die schenkende Person (unabhängig von deren Absicht oder Aussage) irgendeine Art der Gegenleistung erwartet. Wie zuvor beschrieben entscheiden die beiden am Tausch beteiligten Individuen, unter welchen Umständen dieser als gerecht angesehen wird (vgl. ebd.). „Neben der Akteursebene ist also eine zweite, eine Ebene des Gegenübers zu unterscheiden.“ (ebd.)

Zweitens führt er die *generalisierte Reziprozität* an. Darunter wird „eine Leistung, die erbracht wird, ohne auf einen direkten Ausgleich hoffen zu können“ (ebd., S. 29) verstanden. Diese Art der Gegenseitigkeit wird häufig mit der Zugehörigkeit zu bestimmten Gruppen – beispielsweise Familien, Vereinen, Studierenden oder Ehrenamtlichen – in Verbindung gebracht. Es ist dabei unerheblich, ob die einzelnen Gruppenmitglieder in direktem Kontakt stehen oder nicht. Bei

der generalisierten Reziprozität steht – im Gegensatz zur direkten – nicht der Austausch zwischen zwei Personen im Mittelpunkt (vgl. ebd., S. 29–33).

„Generalisierte, im hier verwendeten Zusammenhang auch indirekte Reziprozität ist das Gegenstück zur direkten Reziprozität, bei dem die Hilfeleistung sich explizit auf jemanden bezieht, von dem man später selbst wiederum Hilfe erwartet. Indirekte Reziprozität meint die Hilfe, die jemandem zuteil wird, auch ohne eine direkte Gegenleistung von Ebendiesem erwarten zu können. Die Gegenleistung wird zu einem anderen Zeitpunkt meist von einer anderen Person innerhalb einer Gemeinschaft erwartet.“ (ebd., S. 80)

Drittens beschreibt Stegbauer die *Reziprozität von Positionen* bzw. der *reziproken Rollenbeziehungen*. In Rollenbeziehungen gibt es zu einer bestimmten Rolle immer einen komplementären Part. So brauchen Vorgesetzte beispielsweise Angestellte, um ihre jeweilige Rolle als Führungskräfte ausfüllen zu können. Der Austauschprozess wird bei dieser Form der Reziprozität durch die jeweilige Position der Tauschparteien, die nicht immer gleichberechtigt sein müssen, bestimmt (vgl. ebd., S. 29–30). „Diese Bedeutung von Reziprozität sagt also etwas darüber aus, was legitime Tauschgüter für die Beteiligten sind, und wie diese, abhängig von den Positionen bewertet werden.“ (ebd., S. 30)

Viertens nennt Stegbauer die *Reziprozität der Perspektive*. Darunter wird verstanden, „dass die beteiligten Akteure in der Lage sind, die aus der Perspektive des anderen sich ergebenden Erwartungen zu erkennen.“ (ebd.) Die Beteiligten sind also in der Lage, sich in die Situation der jeweils anderen Person hineinzusetzen und diese von der Gegenposition aus einzuschätzen bzw. zu bewerten. Darunter wird auch verstanden, die jeweils erwartete Gegenleistung abwägen zu können. „Der Einzelne übernimmt in Gedanken die Rolle, die Perspektive des anderen.“ (ebd., S. 99)

Während die ersten zwei Arten der Reziprozität also den Austausch selbst in den Fokus rücken, stehen bei den beiden letzten Formen die Individuen, die an einem Austausch beteiligt sind, im Mittelpunkt.

Der US-amerikanische Sozialwissenschaftler James J. Dowd setzt sich mit dem Konzept der Verteilungsgerechtigkeit auseinander. Im Zuge eines Artikels hat er sich mit verschiedenen theoretischen Ansätzen beschäftigt, die sich einerseits mit Reziprozität und andererseits mit sozialem Austausch befassen. Auf letzteren wird auch im nächsten Kapitel Bezug genommen. Der US-amerikanische Soziologe Alvin W. Gouldner, der die Idee der „norm of reciprocity“ eingeführt hat, sieht diese Norm als eine allgemeinere Form von George C. Homans

Austauschtheorie betreffend die Verteilungsgerechtigkeit. Am häufigsten nimmt die Norm der Reziprozität die Form der „social responsibility norm“ an. Dabei handelt es sich um das Gefühl, eine bestimmte soziale Verantwortung zu übernehmen, die es zu erfüllen gilt (vgl. auch Corporate Social Responsibility, CSR, bei Unternehmen) (vgl. Dowd 1975, S. 426–427). „The norm is manifest in a person’s desire to believe he lives in a just world, where people merit their fate. Thus, given the opportunity in experimental situations, the providing or withholding of aid is one way of reestablishing justice.” (ebd., S. 427)

In Bezug auf die im ersten Teil des Kapitels genannten Beweggründe für Freiwilligenarbeit könnte die Wiederherstellung einer sozialen Gerechtigkeit also auch ein mögliches Motiv für ehrenamtliches Engagement sein.

2.3.2 Austauschtheorie nach Peter M. Blau

Die Austauschtheorie nach Peter M. Blau beabsichtigt „alles Streben nach lohnenden sozialen Erfahrungen zu umfassen, einschließlich des Strebens, humanitäre Ideale oder spirituelle Werte zu fördern, sowie der Verfolgung persönlicher Vorteile und emotionaler Befriedigung.“ (Blau 2005, S. 126) „Austauschprozesse beschränken sich nicht auf ökonomische Märkte – soziale Austauschprozesse sind allgegenwärtig“ (ebd., S. 127).

In seinen Überlegungen zum sozialen Austausch führt Peter M. Blau als eine der ältesten Quellen Aristoteles an, der bereits in seiner Nikomachischen Ethik den sozialen vom wirtschaftlichen Austausch abgrenzt. Während nämlich letzterer auf Verträgen oder anderen Abmachungen beruht, begründet sich der soziale Austausch auf Freundschaft. Von diesen Austauschprozessen wird nicht erwartet, dass im Gegenzug mehr oder zumindest gleich viel wiedererhalten wird (vgl. ebd., S. 128). „Das Konzept des Austausches zielt auf freiwillige soziale Handlungen ab, die von belohnenden Reaktionen anderer abhängig sind und die eingestellt werden, wenn die erwarteten Reaktionen nicht eintreffen.“ (ebd., S. 129) Damit von einem sozialen Austausch nach Blau gesprochen werden kann, müssen also drei Voraussetzungen vorliegen: erstens muss der Austausch freiwillig erfolgen. Wenn junge Männer beispielsweise aufgrund ihres Zivildienstes gemeinnützige Arbeit leisten, kann nicht von Freiwilligkeit gesprochen werden, da es – die Tauglichkeit vorausgesetzt – eine Verpflichtung zum Wehrdienst oder einem entsprechenden Wehrdienstersatz als Kompensation gibt. Zweitens muss sich der Austausch lohnend erweisen und die Reaktion der anderen Menschen, denen diese Leistungen zugutekommen, müssen eine Rolle spielen. Wenn jemand zum Beispiel Geld für wohltätige Zwecke spendet, da es das eigene Gewissen verlangt und keinerlei Dankbarkeit dafür erwartet wird, handelt es sich

auch nicht um einen sozialen Austausch im Sinne Blaus. Drittens muss dem sozialen Austausch eine gewisse Rationalität zugrunde liegen (vgl. ebd., S. 128–129).

In der Austauschtheorie nach Peter M. Blau gibt es zwei grundlegende Annahmen. Die erste besagt, dass Menschen dann neue Beziehungen anstreben, wenn sie sich daraus einen bestimmten Vorteil erwarten. Die zweite Prämisse ist, dass Individuen bestehende Kontakte aufrechterhalten, wenn diese als lohnend eingeschätzt werden. Sowohl der ersten als auch bei der zweiten Annahme liegt also ein persönlicher Nutzen – wie auch immer dieser konkret aussehen mag – zugrunde. Es gibt auch menschliche Bedürfnisse wie beispielsweise Hunger oder Durst, die nicht durch soziale Interaktion befriedigt werden können. Es lassen sich dennoch sehr viele Teilbereiche des sozialen Lebens finden, in denen Vorteile aus sozialen Beziehungen gezogen werden sollen. Auf diese Aspekte des Lebens fokussiert die Austauschtheorie. Dabei muss es sich nicht um wirtschaftliche oder monetär messbare Vorteile handeln. Wichtig ist, dass die Menschen, die miteinander in Kontakt stehen, die Beziehung als vorteilhaft erachten (vgl. ebd., S. 125–126).

Wichtig dabei ist, dass der soziale Austausch nicht nur in eine Richtung funktioniert. „Wenn man Vorteile aus einem Kontakt zieht, so ist man verpflichtet, sich zu revanchieren und den anderen im Gegenzug Vorteile zu gewähren.“ (ebd., S. 126) Dabei ist festzuhalten, dass es für den sozialen Austausch unerheblich ist, ob es sich um enge Freundinnen und Freunde, flüchtige Bekannte oder Fremde handelt. Dadurch, dass jemand anderem eine Gefälligkeit erwiesen wird, entsteht eine soziale Verpflichtung, welche die Empfängerinnen und Empfänger des Gefallens erwidern müssen, damit der Anreiz, diese Vorteile in Zukunft beizubehalten, bestehen bleibt. In dieser Hinsicht ähnelt der soziale dem wirtschaftlichen Austausch, da für eine Leistung in beiden Fällen eine Gegenleistung jedweder Art erwartet wird (vgl. ebd., S. 129). Auch bei – dem ersten Anschein nach uneigennützigem Handlungen – ortet Blau eine erhoffte Gegenleistung, wie „etwa der gesellschaftlichen Anerkennung für ihr uneigennütziges Handeln. Diese gesellschaftliche Anerkennung ist freilich eine bedeutsame Belohnung, nach der Menschen in sozialer Interaktion streben.“ (ebd., S. 127) Eine zweite Verbindung zwischen dem wirtschaftlichen und sozialen Austausch besteht bezüglich des Prinzips des fallenden Grenznutzens. Während der erste Ratschlag den man einholt, eine hohe Wertigkeit hat, nimmt diese mit zunehmender Anzahl der erbetenen Meinungen in der Regel ab.

Ein grundlegender Unterschied zwischen dem wirtschaftlichen und dem sozialen Austausch ist die konkrete Vereinbarung der erwarteten Gegenleistung. Während beim wirtschaftlichen

Austausch von vornherein klar festgelegt ist, welche Leistung bzw. Gegenleistung zu welchem Zeitpunkt von wem erbracht wird, ist das beim sozialen Austausch nicht spezifiziert. Wenn diese Gegenleistung nämlich vorab klar geregelt wäre, spräche man nicht mehr von einem sozialen, sondern einem wirtschaftlichen Austausch. „Jemandem einen Gefallen zu erweisen hat eine grundsätzlich andere soziale Bedeutsamkeit als mit jemandem ein Geschäft abzuschließen.“ (ebd., S. 130) Für den Fall, dass eine Seite das vereinbarte Geschäft in einer wirtschaftlichen Transaktion nicht einhält, kann grundsätzlich rechtlich dagegen vorgegangen werden. Dies funktioniert bei einem Gefallen, den man jemandem gemacht hat, nicht.

Es braucht also ein gewisses Vertrauen in die Person, die von einer Handlung profitiert. Die Form, in welcher die Gegenleistung erbracht wird, ist von dem Ermessen der Person, die zuvor die begünstigte war, abhängig. „Das am stärksten charakteristische Merkmal der sozialen Verpflichtung ist, dass sie unspezifisch bleibt, und der Umstand, dass soziale Güter – im Unterschied zu wirtschaftlichen – keinen genau festgelegten Preis haben, kommt dem entgegen.“ (ebd.) Doch auch die Fairness des Austausches selbst wird als lohnend angesehen. Es handelt sich also immer um einen Vergleich dessen, was bzw. wie viel „investiert“ (vgl. Homans 1961, S. 75 zit. n. Dowd 1975, S. 422–423) und welche Gegenleistung dafür erhalten wurde.

Falls die stärkere Tauschpartei versucht, einen unfairen Austausch mit dem schwächeren Part zu vereinbaren, wird das Individuum, das sich unfair verhält, Dowd zufolge, eine soziale Missbilligung erfahren. Diese wird nicht nur durch die benachteiligte Tauschpartei erfolgen, sondern auch durch Dritte, die von der Benachteiligung erfahren. Um den Macht- und Legitimationsverlust zu vermeiden, wird sich – so die Vermutung – auch die stärkere Partei an einen fairen Austausch halten (vgl. ebd., S. 428–429).

Soziale Austauschbeziehungen entwickeln sich in der Regel langsam, da zuerst das Vertrauen in die einzelnen Parteien aufgebaut werden muss. Dieses Vertrauen wächst mit der Zeit und der Bestätigung, dass auf eine erbrachte Leistung eine adäquate Gegenleistung erfolgt, an; die soziale Bindung wird entsprechend gestärkt (vgl. Blau 2005, S. 129–132; Dowd 1975, S. 422–423). Individuen „investieren“ also in ihr Gegenüber und erwarten entsprechende Gegenleistungen. Es handelt sich dabei also eher um einen relativen Vergleich denn um einen absoluten Profit. Für beide Teile des Austausches erwachsen durch diesen Rechte und Pflichten. Zwischen den Tauschenden besteht ein Gleichgewicht. Dieses muss nach Dowd allerdings nicht darauf beruhen, dass beide Tauschparteien gleich viel „investieren“. Es kann auch dadurch

zustande kommt, dass jener Part, der weniger Pflichten übernimmt, im Gegenzug auch weniger Rechte zugestanden bekommt (vgl. Dowd 1975, S. 423–424).

2.4 Verknüpfung der theoretischen Ansätze

Weder Sozialkapital noch soziales Kapital kann isoliert betrachtet werden, sondern muss immer im gesellschaftlichen Kontext gedacht werden. Soziales Kapital hängt immer mit Individuen zusammen und entwickelt sich erst durch Beziehungen und den Austausch zwischen einzelnen Menschen oder Gruppen. Eine Betrachtung der unterschiedlichen Ebenen, wie Hartung (2014) diese, zumindest für die Makro- und die Mikroebene, in ihrem Modell darstellt (siehe Kapitel 2.2.2), ist also notwendig.

Pierre Bourdieu, Peter M. Blau und Christian Stegbauer betonen in ihren theoretischen Konzepten, dass es einen Austausch zwischen Akteurinnen und Akteuren gibt, und dass dieser in der Regel nicht ausschließlich wirtschaftlich, sondern immer auch sozial ist. Es gibt Ähnlichkeiten zwischen der grundsätzlichen Transformationsfähigkeit der Kapitalsorten bei Bourdieu (vgl. 1983, S. 185–186) einerseits und dem andererseits relativ schmalen Grat zwischen sozialem und wirtschaftlichem Austausch bei Blau (vgl. 2005, S. 129–132). Auch Stegbauer weist darauf hin, dass es eine enge Verbindung zwischen der ökonomischen und sozialen Sphäre des Austausches gibt wenn er beschreibt, dass bei allen Tauschvorgängen eine bestimmte soziale Beziehung aufgebaut wird (vgl. Stegbauer 2011, S. 129–130).

Wie bereits ausgeführt, sind in zwischenmenschlichen Beziehungen Austauschprozesse allgegenwärtig. Es gibt kein soziales Kapital ohne Gegenseitigkeit bzw. soziale Kontakte und für die Reproduktion desselben sind Austauschakte unbedingt notwendig (vgl. Bourdieu 1983, S. 193). Soziales Kapital ist also eng mit Austauschprozessen verbunden. Daher ist es naheliegend, Sozialkapital bzw. soziales Kapital sowie Reziprozität und Austauschprozesse zusammen zu denken und diese Aspekte im theoretischen Hintergrund zu berücksichtigen. Bei formeller Freiwilligenarbeit, die per definitionem im Rahmen von Vereinen, Organisationen oder Institutionen geleistet wird, kommt es daher immer zu Austauschprozessen, zumal die Freiwilligenarbeit auch dadurch definiert ist, dass diese anderen Menschen außerhalb des eigenen Haushalts zugute kommt. Da die Freiwilligenarbeit und die damit verbundenen Austauschprozesse bzw. das soziale Kapital der Freiwilligen im Rahmen formeller Freiwilligenarbeit untersucht wird, ist es notwendig und naheliegend, sich auch mit Non-Profit-Organisationen als Akteurinnen der Freiwilligenarbeit zu beschäftigen (siehe Kapitel 2.1.3). Da allerdings die einzelnen

Freiwilligen und nicht die jeweiligen Organisationen im Mittelpunkt der Untersuchung stehen, wurden diese nicht so ausführlich behandelt.

Bei den theoretischen Konzepten, die Non-Profit-Organisationen als Akteurinnen der Freiwilligenarbeit auffassen, liegt der Fokus auf dem „Dritten Sektor“ bzw. der Gemeinschaft – als Gegenstück zu Staat und Markt. Wie die Bezeichnung der Non-Profit-Organisationen schon deutlich macht, liegt das Ziel der Organisationen nicht im profitorientierten Wirtschaften, um die Gewinne an Aktionärinnen und Aktionäre auszuschütten. Überschüsse müssen stattdessen mit gemeinnützigem Zweck wieder in die Organisation investiert werden. Obwohl Non-Profit-Organisationen mit ihren verfügbaren Mitteln möglichst effizient wirtschaften müssen, steht nicht die Profitmaximierung im Fokus. Simsa und Zimmer (vgl. 2014, S. 12) betonen, dass Non-Profit-Organisationen neben dem Staat und dem Markt eine dritte Säule bilden, die der Gemeinschaft besonders nahesteht. Als soziale und kollektive Gebilde ermöglichen sie Partizipation.

Bei der Freiwilligenarbeit entstehen Austauschbeziehungen mit anderen Freiwilligen, mit Angestellten der jeweiligen Organisation und mit jenen Menschen, denen dieses freiwillige Engagement zugutekommt. Wie in den Ausführungen von Susanne Hartung ersichtlich, spielt aber nicht nur die Anzahl der Kontakte eine Rolle, sondern auch deren Qualität. Beziehungen entwickeln sich im Laufe der Zeit und werden – so die Theorie – enger und stabiler, je besser sich die Akteurinnen und Akteure kennen und je mehr Vertrauen und Reziprozität zwischen diesen aufgebaut wird. Den Rahmen, in dem dieser Beziehungsaufbau stattfinden kann, bieten beim formellen freiwilligen Engagement zivilgesellschaftliche Akteurinnen und Akteure wie Vereine, Initiativen oder Non-Profit-Organisationen. Insofern war die Verbindung dieser theoretischen Ansätze notwendig, um einen umfassenden Blick auf das Phänomen Freiwilligenarbeit gewährleisten zu können.

Diese Austauschbeziehungen und das soziale Kapital, das die Freiwilligen haben, werden in der vorliegenden Arbeit mit dem Begriff „soziale Eingebundenheit“ zusammengefasst. Es ist für die soziale Eingebundenheit nicht unerheblich, ob diese durch (starke) Bindungen in der Familie (vgl. Hillmann 2007, S. 823) gegeben ist, oder durch Kontakte zu Angestellten der Organisationen im Rahmen der Freiwilligenarbeit. Familiäre Kontakte, die unabhängig von Organisationen, Institutionen oder Vereinen stattfinden, tragen stärker zur sozialen Partizipation bei (vgl. Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 500). Auch die Tatsache, ob man alleine oder mit einem oder mehreren anderen Menschen gemeinsam wohnt, ist für die soziale Eingebundenheit

relevant. Bei familiären Kontakten und jenen, die zu Hauptamtlichen aufgebaut werden, ist auch zu bedenken, dass sich diese Bindungen hinsichtlich der Voraussetzungen und der Belastbarkeit deutlich unterscheiden. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Organisationen werden für ihre Arbeit, zu der häufig auch die Betreuung der Freiwilligen gehört, bezahlt. Es kann angenommen werden, dass das persönliche Commitment der bei den Organisationen Angestellten bezüglich sozialer Beziehungen, die im Rahmen der beruflichen Tätigkeit zu pflegen sind, geringer ist als jenes von Familienmitgliedern, zu denen enger Kontakt besteht.

3. Erhebungs- und Auswertungsmethode

Für die Erhebung wurde ein qualitatives Verfahren gewählt, um ein tieferes Verständnis für die Motive der Freiwilligen, sich ehrenamtlich zu engagieren und die dadurch entstehenden sozialen Kontakte zu erlangen. In problemzentrierten Interviews wird, neben den Fragen des Leitfadens, auch Raum für Offenheit gelassen. Offenheit für die Interviewpersonen, die sich bereit erklären, über ihre ehrenamtliche Tätigkeit zu berichten, aber auch für die Interviewerin oder den Interviewer, die bzw. der somit die Möglichkeit hat, in neue Richtungen zu denken und die Fragen zu erweitern – je nach den Antworten, die die Interviewten geben (vgl. Rosenthal 2014, S. 13).

Das problemzentrierte Interview nach Andreas Witzel eignet sich hierfür insbesondere deshalb, da es sich bei der Freiwilligenarbeit um einen thematisch begrenzten Problembereich handelt (vgl. Schmidt-Grünert 1999, S. 38). Gleichzeitig bietet diese Methode, wie oben beschrieben, aber auch die nötige Offenheit, um auf die Aussagen und Erfahrungen der Interviewpersonen individuell eingehen zu können. Je nach Redegewandtheit der Interviewten kann zwischen offeneren Erzählaufforderungen und konkreteren Fragen gewechselt werden. Der Leitfaden gewährleistet aber, dass jene Themen in dem Gespräch behandelt werden, die für die Beantwortung der Forschungsfrage(n) wichtig sind und ist daher ein wichtiger Bestandteil des Interviews.

3.1 Problemzentriertes Interview nach Andreas Witzel

Andreas Witzel entwickelte 1982 im Rahmen seiner Dissertation das problemzentrierte Interview, das die Aufdeckung der subjektiven Problemsicht der Interviewpersonen in systematischer Art und Weise zum Ziel hat (vgl. Witzel 2000). Darin wollte er jene Vorteile, die bereits entwickelte qualitative Methoden hatten, bündeln. Witzel versteht das problemzentrierte Interview „als forschungspraktische Einlösung der Kritik an standardisierten Meßverfahren der empirischen Sozialforschung“ (Witzel 1985, S. 227) und stellt die „Sichtweise der Akteure“ (ebd., S. 228) in den Mittelpunkt. Das problemzentrierte Interview fand ursprünglich in der Biografieforschung Anwendung, heute wird es auch in anderen Bereichen der Sozialforschung eingesetzt.

Als Vorzug des problemzentrierten Interviews führt Witzel an, dass durch diese Methode „komplexe Vermittlungsprozesse von Handlungs- und Bewertungsmustern“ (Witzel 1982, S. 70) aufgedeckt werden können und zwar unter Beibehaltung der Relevanzkriterien, wie sie durch

die Interviewpersonen gesetzt werden. Durch den Leitfaden werde „die Beliebigkeit der Interviewerfragen“ (ebd.) vermieden. Gleichzeitig ermöglicht diese Art des Interviews aber eine hohe Flexibilität, da je nach Redegewandtheit der Interviewten eher auf Narration oder dialogisches Nachfragen gesetzt werden könne (vgl. Witzel 2000). Dies ist – vor allem wenn sich die Auskunftsperson und der Interviewer oder die Interviewerin zu Beginn des Interviews noch nicht bekannt sind – sehr hilfreich.

Das problemzentrierte Interview zeichnet sich durch drei Charakteristika aus. Zum ersten ist es durch die Problemzentrierung gekennzeichnet. Den Interviewten steht es dabei frei darüber zu sprechen, was ihnen zu dem Interviewthema besonders wichtig erscheint. Gleichzeitig haben die Interviewerinnen und Interviewer die Möglichkeit, die Erzählung immer wieder auf ein bestimmtes Thema, ein Problem, hinzulenken und spezifische Nachfragen zu stellen. Die Gegenstandsorientierung gewährleistet zum Zweiten, dass ebenfalls das Problem nicht aus den Augen verloren wird. Drittens hat das problemzentrierte Interview im gesamten Verlauf der Forschung eine Prozessorientierung inne. Durch die möglichst große Natürlichkeit der Gesprächssituation entsteht eine angenehme Gesprächsatmosphäre, in der die Interviewten das Gefühl haben sollen, ernstgenommen zu werden. Die Auskunftspersonen entwickeln „im Laufe des Gesprächs immer wieder neue Aspekte zum gleichen Thema, Korrekturen an vorangegangenen Aussagen, Redundanzen, und Widersprüchlichkeiten.“ (ebd.) Diese sind allerdings nicht problematisch, sondern eher erwünscht. Insbesondere dort, wo Widersprüchlichkeiten auftreten, sollte noch einmal nachgefragt werden (vgl. ebd.).

Das Interview selbst ist als Gespräch konzipiert, das aus Zuhören und Nachfragen besteht. Es können unterschiedliche Strategien eingesetzt werden, um den Erzählfluss der Interviewten aufrecht zu erhalten. Einerseits gibt es erzählgenerierende Strategien; das Interview beginnt klassisch mit einer erzählgenerierenden Einstiegsfrage bzw. Erzählaufforderung, in der die Interviewten gebeten werden, alles zu erzählen, was ihnen zu einem bestimmten Thema bzw. Problem – in diesem Fall ihrer Freiwilligenarbeit – einfällt. Dabei wird auch die Relevanz der Expertise und Erfahrung der Auskunftspersonen noch einmal in den Vordergrund gerückt, indem den Interviewten gesagt wird, dass alles, was sie für wichtig erachten, auch für die Forscherin oder den Forscher wichtig ist und es keine richtigen oder falschen Antworten oder Erzählungen gibt. Es soll in jedem Fall verdeutlicht werden, dass eine Erzählung entstehen soll und dass es sich nicht um ein „Frage-Antwort-Spiel“ handelt (vgl. ebd.). Die Einstiegsfrage bzw. erste Erzählaufforderung ist sehr offen und lediglich durch das Thema des Gesprächs eingegrenzt (vgl. Witzel 1982, S. 96). Der Gesprächsanfang, das heißt die erste Frage oder Erzählaufforderung

soll einerseits eine narrative Gesprächsstruktur aufbauen, bei der den Interviewten viel Offenheit gelassen wird, um den Inhalt und die Form der Artikulation zu bestimmen. Dazu werden die Auskunftspersonen auf das „methodische Prinzip des Erzählens“ (Witzel 1985, S. 245) hingewiesen. Andererseits soll dieser Einstieg in das Interview den problemzentrierten Rahmen abstecken, in dem sich die Erzählungen bewegen sollen (vgl. ebd.).

Danach folgen die allgemeinen Sondierungen, bei denen zu Themen, die in der Eingangserzählung erwähnt werden, detaillierter nachgefragt wird. Bei diesem Teil bleiben die Fragen also sehr eng an der Erzählung der Interviewten. Gleichzeitig signalisieren diese Fragen den Auskunftspersonen aber auch, welcher Detaillierungsgrad erwartet wird und welche Aspekte des Themas in jedem Fall behandelt werden sollen (vgl. Witzel 1982, S. 98–99). Neben den allgemeinen werden auch spezifische Sondierungen angestellt. Hier nennt Witzel drei Methoden: die Zurückspiegelung, die Verständnisfrage und die Konfrontation. Die Zurückspiegelung stellt die sanfteste Form der Sondierung dar, die eine Art der Bilanzierung ist. „Sie spiegeln dem Befragten die Explikationen zurück, geben ihm Korrekturmöglichkeiten der Interviewdarstellung und helfen ihm bei der Strukturierung der Thematik.“ (ebd., S. 100) Andererseits gibt es auch verständnisgenerierende Strategien in denen die Interviewenden Verständnisfragen stellen oder die Interviewpersonen mit widersprüchlichen Aussagen konfrontieren. Bei diesen spezifischen Sondierungen muss es allerdings ein Vertrauensverhältnis zwischen Interviewten und Interviewenden geben, da ansonsten Rechtfertigungen provoziert werden könnten (vgl. Witzel 2000). Als dritte Kommunikationsstrategie nennt Witzel so genannte „Ad-hoc-Fragen“. Diese werden dann gestellt, wenn eine bereits im Leitfaden formulierte Frage nicht erschöpfend beantwortet wird. Der Interviewer bzw. die Interviewerin muss dann ad hoc Nachfragen zu der ursprünglichen Frage formulieren, um den Interviewten die Frage so näherzubringen, damit diese verstehen, was damit gemeint ist. Es ist hier also eine bestimmte und vorsichtige Erklärungsleistung der Interviewenden nötig, um die Frage an die Lebenswelt der Auskunftspersonen anzupassen. Dies stellt unter anderem die Vergleichbarkeit der unterschiedlichen Interviews sicher (vgl. Witzel 1982, S. 106; Witzel 2000).

Als Teilelemente des problemzentrierten Interviews nennt Witzel biographische Elemente, die besonders in Bezug auf das Forschungsthema der vorliegenden Arbeit relevant sind. Es interessiert in diesem Fall allerdings nicht die gesamte Lebensgeschichte, sondern nur jene Teile, die einen Bezug zur Freiwilligenarbeit aufweisen. Dabei handelt es sich um eine offene Erzählung; Fragen die mit ja oder nein zu beantworten sind, sollen also möglichst vermieden werden, um den Erzählfluss nicht zu stören (vgl. Witzel 1982, S. 75). „Die Zugzwänge des

Erzählschemas (Darstellungszwang der Detaillierung, Relevanzfestsetzung, der Gestaltschließung und Kondensierung) sorgen im Übrigen nach Schütze als eine Art natürliche Automatismen dafür, daß ideale Bedingungen der Materialproduktion existieren.“ (ebd., S. 75–76)

Im eigentlichen Gespräch „(versucht) [d]er Interviewer (...) in einem Verstehensprozeß die originäre Sichtweise des Befragten zu ermitteln.“ (ebd., S. 77) Der Fokus liegt also darauf, die Situation so zu erfassen, wie diese von den Interviewpersonen dargestellt wird. Es gibt also kein „richtig“ und „falsch“, da ausschließlich die Perspektive der Interviewten interessiert. In den Fallanalysen liegt die Konzentration auf einigen wenigen Fällen, dafür wird dabei in die Tiefe gegangen. Als besonders wichtig streicht Witzel die Unvoreingenommenheit und Offenheit der Forschenden heraus. Diese Kriterien sind insbesondere im Hinblick auf das Erlangen neuartiger und überraschender Ergebnisse relevant. Die Offenheit wird lediglich in der Wahl des Gesprächsthemas eingeschränkt. Die Problemzentriertheit schafft einen Rahmen, um die Datensammlung bzw. deren Ergebnis forschungstechnisch bewältigbar zu halten (vgl. ebd., S. 78–79).

Ein weiteres Teilelement ist die Fallanalyse. Dabei wird jede soziale Einheit, beispielsweise eine einzelne Person, eine soziale Gruppe oder eine Kultur, als Ganzes angesehen. Die Auswahl für diese Analysen wird auch von Witzel nach dem *theoretical sampling*, wie es Glaser und Strauss ausführen, „das die Datensammlung und damit auch die Auswahl von Untersuchungspersonen als Prozeß begreift, der mit dem Prozeß der Entwicklung einer Theorie verknüpft ist.“ (ebd., S. 80) vorgenommen. „Eine adäquate theoretische Stichprobe basiert demnach auf der Breite und Verschiedenartigkeit der untersuchten Population.“ (ebd.) In meinem Fall ergibt sich die Breite aus den unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern der Interviewpersonen. Bereits während des Gesprächs mit der Auskunftsperson kommt es zu einer Vorinterpretation. Diese stellt ebenfalls ein Teilelement des problemzentrierten Interviews dar (vgl. ebd., S. 84).

Als Erhebungsinstrumente wurden wie Witzel vorgibt ein Kurzfragebogen, der grundsätzlich den Einstieg ins Thema begünstigen und zentrale Informationen abfragen soll und ein Leitfaden eingesetzt. „Der Leitfaden ist Orientierungsrahmen bzw. Gedächtnisstütze für den Interviewer und dient der Unterstützung und Ausdifferenzierung von Erzählsequenzen des Interviewten.“ (ebd., S. 90) Dabei ist festzuhalten, dass prinzipiell der Interviewpartnerin oder dem Interviewpartner die Reihenfolge der Erzählung sowie die Nennung unterschiedlicher relevanter Bereiche obliegt. Der Leitfaden dient lediglich als Vorlage, die in den Gedanken der Person, die das Interview leitet, vorhanden sein sollte, damit alle relevant erscheinenden Themen

abgedeckt werden und nicht in Vergessenheit geraten. „In ihm [dem Leitfaden, A.F.] ist der gesamte Problembereich in Form von einzelnen, thematischen Feldern formuliert, unter die in Stichpunkten oder in Frageform gefaßte Inhalte des jeweiligen Feldes subsumiert sind.“ (ebd.) Die Gespräche werden mittels Diktiergeräts aufgezeichnet, damit sich der Interviewer oder die Interviewerin einerseits vollkommen auf die Interviewperson konzentrieren und andererseits danach ein Transkript anfertigen kann. Möglichst bald nach dem Gespräch muss ein Memo, ein so genanntes „Postskriptum“, verfasst werden, in dem alle Gedanken und Erinnerungen für die spätere Auswertung festgehalten werden (vgl. ebd., S. 91–92).

3.2 Auswertung nach Andreas Witzel

Bei der Auswertung erfolgt die Datenaufbereitung auf zwei Ebenen. Zuerst werden die Einzelfälle analysiert und in kontrollierter Form durch das Team – in meinem Fall alleine – interpretiert. Dann werden Verallgemeinerungen aus den Einzelaussagen zu Argumentationsebenen und deren Varianten herausgearbeitet. Eine klassische Anleitung zur Auswertung der Interviews findet sich, wie bei einer qualitativen Methode zu erwarten war, nicht. Es gibt allerdings sowohl bei Witzel (1982, 2000) als auch bei Schmidt-Grunert (1999) Schritte, die in der Auswertung berücksichtigt werden sollen.

Zu Beginn steht die Transkription der aufgezeichneten Gespräche, um eine „genaue Kenntnisnahme des gesamten Interviews“ (Schmidt-Grunert 1999, S. 51) zu gewährleisten. Im nächsten Schritt werden bei der Durchsicht des gesamten Transkripts die verschiedenen zentralen, im Interviewleitfaden festgehaltenen, Problemfelder sowie zusätzlich angesprochene Themen identifiziert. Parallel dazu werden inhaltliche und methodische Kommentierungen vorgenommen und faktische Aussagen festgehalten (vgl. Witzel 1982, S. 110). „Die inhaltliche Interpretation besteht darin, den Gesprächsablauf problemzentriert nachzuvollziehen, indem man die Aussagen der Befragten Schritt für Schritt auf den in ihnen enthaltenen ‚Sinn‘ hin überprüft.“ (ebd.) Bei dieser Satz-für-Satz-Analyse liegt der Fokus auf dem Inhalt der Aussagen. „Inhaltlich verwandte Aussagen werden einander zugeordnet, textbezogene Zusammenhänge werden gekennzeichnet, Wiederholungen festgehalten und in diesen werden typische Kommunikationsmuster und andere Merkmale entdeckt.“ (Schmidt-Grunert 1999, S. 52)

Methodische Kommentierung meint, dass beispielsweise Fehler oder Auffälligkeiten, die im Transkript auffallen, vermerkt werden und damit „kritischer Bestandteil der Bearbeitung des Textes vor dem Hintergrund der Erhebungssituation“ (Witzel 1982, S. 110) sind. Schmidt-

Grunert nennt hier als Zwischenschritt die Sequenzanalyse. Der Text wird dabei in der Reihenfolge des Gesagten interpretiert. Dabei steht vor allem der kontextuale Bezug der einzelnen Aussagen im Zentrum (vgl. Schmidt-Grunert 1999, S. 52).

Im Rahmen der Interpretation werden die Aussagen der Interviewten in Bezug auf das theoretische Vorwissen kritisch reflektiert und rückgebunden (vgl. ebd.). Schmidt-Grunert lehnt sich in der Auswertung teilweise an die Qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring an und schlägt vor, Auswertungskategorien zu bilden, in denen das Material abgebildet wird.

Im nächsten Schritt der Datenverarbeitung ist es das Ziel, „zu einer komprimierten Form der Ergebnisse zu gelangen und interindividuelle Gesichtspunkte in den Vordergrund zu stellen.“ (Witzel 1982, S. 112) Es soll eine kontrollierte Form der Interpretation stattfinden. Dazu werden die Einzelfallanalysen im größeren Kontext betrachtet und miteinander in Verbindung gebracht. Es findet also eine vergleichende Systematisierung statt. Es sollen Verallgemeinerungen der einzelnen Ergebnisse erzielt werden. „Beim Vergleich verschiedener Interviews fällt im Auswertungsprozess sehr bald auf, daß sich zentrale Argumente bei den Befragten wiederholen und zu bestimmten stereotypen Realitätsentwürfen verdichten.“ (ebd.)

3.3 Praktische Umsetzung

Insgesamt wurden im Zeitraum von November 2017 bis Februar 2018 zehn problemzentrierte Interviews geführt. Die Suche nach potentiellen Interviewpersonen erwies sich zu Beginn als relativ schwierig. Ich entschied mich dafür, die fünf großen österreichischen Player in der Freiwilligenarbeit, die Teil der Bundesarbeitsgemeinschaft Freie Wohlfahrt (BAG) sind, zu kontaktieren, in der „seit 1995 die großen Trägerorganisationen Caritas, Diakonie, Hilfswerk, Rotes Kreuz und Volkshilfe zusammen[arbeiten], um gemeinsame sozialpolitische Anliegen zu artikulieren sowie eine Verbesserung der Rahmenbedingungen für die Arbeit privater gemeinnütziger Träger in Österreich zu erreichen. Themenschwerpunkte der BAG sind Pflege, Sozialhilfe, Armut, Integration und Kinderbetreuung.“ (Bundesarbeitsgemeinschaft Freie Wohlfahrt BAG).

Da für meine Arbeit nur Auskunftspersonen in Frage kamen, die in Wien freiwillig tätig sind (siehe Kapitel 2.1.6), habe ich jeweils die Wiener Landesorganisationen der Caritas, der Diakonie, des Hilfswerks, des Rotes Kreuzes und der Volkshilfe per E-Mail kontaktiert. Eine Vorlage dieser ersten Kontaktaufnahme findet sich im Anhang (siehe Kapitel 7.1). Eine der kontaktierten Personen meldete sich binnen weniger Stunden und stellte den Kontakt zu drei meiner

Interviewpersonen her. Die anderen Trägerorganisationen meldeten sich nach einigen Tagen bzw. Wochen ebenfalls großteils zurück und nahmen meinen Suchaufruf entweder in ihren Newsletter auf bzw. besprachen mein Anliegen in internen Sitzungen, um bei der Herstellung des Kontakts zu Freiwilligen, die sich für ein Gespräch bereiterklärten, zu unterstützen. In einem Gespräch im Dezember 2017 regte mein Betreuer Prof. Kolland an, zusätzlich auch kleinere Organisationen bzw. einzelne Tätigkeitsfelder großer Organisationen zu kontaktieren.

Wie Witzel vorschlägt, nutze ich in meiner Forschung einen quantitativen Kurzfragebogen, der es mir erlaubt einige Daten wie den Familienstand oder das Auskommen mit den finanziellen Mitteln explizit zu erheben. Diese hauptsächlich sozialstatistischen Informationen ermöglichen mir die Einordnung meiner Interviewpersonen.

Die jüngste Interviewpartnerin war 62, der älteste Interviewpartner 84 Jahre alt. Die ursprüngliche starre Altersuntergrenze von 65 Jahren, wie sie im ersten Anschreiben an die Organisationen geplant war, wurde zugunsten weicherer Altersgrenzen verändert. Wichtig für die Auswahl war, dass diese Personen bereits aus dem Erwerbsleben ausgeschieden und körperlich und geistig in der Lage sind, einer freiwilligen Tätigkeit nachzugehen. Die Pensionierung war für meine Überlegungen wichtig, da es mit dieser wie in Kapitel 2.1.7 und 2.2.3 beschrieben, zu einem Rollenverlust kommt. Rosenmayr bringt das Freiwerden der jeweiligen zeitlichen und geistigen Ressourcen folgendermaßen auf den Punkt:

„Wenngleich es auf der einen Seite bei manchen Gruppen als Reaktion auf gewachsenen Streß und Belastungserlebnisse in der Arbeitswelt den Wunsch nach Frühpensionierung gibt, so stehen auf der anderen für Gesundheit und Lebenszufriedenheit problematische, abrupte Beendigungen des Arbeitsprozesses bevor. Auf welche Sinnerfüllung soll man „umsteigen“, wenn man plötzlich aus der Arbeitswelt auszuschneiden gezwungen wird, keine nennenswerte außer arbeitsmäßigen Sinnerfüllungen entwickelt hat, die in Tätigkeiten gelebt werden können?“
(Rosenmayr 1983, S. 103)

Ziel der vorliegenden Arbeit war es nicht, Menschen, die sich noch in der Erwerbsphase befinden mit Menschen, die sich in der nachberuflichen Phase befinden zu vergleichen. Wie in Kapitel 2.1.1 bereits beschrieben habe ich mich bei meinen Interviewpersonen auf Menschen konzentriert, die nach Baltes und Smith (2003) dem dritten Lebensalter zuzuordnen sind, die also noch fit und aktiv sind. Ältere Menschen sind aufgrund der steigenden Lebenserwartung und der Zunahme von „gesunden Jahren“ eine besonders spannende Zielgruppe (vgl. Hofer 2015b; Statistik Austria).

Sieben der zehn Auskunftspersonen geben an, ihre Gesundheit sei (sehr) gut. Eine Interviewpartnerin gibt diese mit gut bis mittelmäßig an, ein weiterer Interviewpartner sagt, seine Gesundheit sei mittelmäßig. Eine Ausnahme stellt ein Interviewter dar, der an einer unheilbaren Krankheit leidet. Für ihn war es allerdings wichtig zu betonen, dass trotz seiner sehr schlechten Gesundheit, sein Befinden mittelmäßig sei.

Die unterschiedliche Verteilung der Kapitalsorten, die Bourdieu nennt, erleichtert oder erschwert es Menschen, freiwillig tätig zu sein (vgl. More-Hollerweger und Rameder 2009, S. 120). Um die verfügbaren Kapitalressourcen der Interviewpersonen adäquat einschätzen zu können, wurden im Kurzfragebogen Fragen zum ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapital gestellt. Sieben der zehn Auskunftspersonen geben an, mit ihren finanziellen Mitteln sehr leicht auszukommen; eine weitere Interviewpartnerin kommt eher leicht aus. Ein Interviewpartner, der vor seiner Pensionierung selbständig tätig war, kommt mit einigen Schwierigkeiten zurecht. Eine Interviewpartnerin wollte dazu keine Angaben machen. Das ökonomische Kapital, ein nach Badelt und Hollerweger (2007) grundsätzlich begünstigender Faktor für das Ausüben einer freiwilligen Tätigkeit, ist also beim Großteil der Interviewten vorhanden. Auch das kulturelle Kapital, gemessen an der höchsten abgeschlossenen Ausbildung, ist, im Vergleich zur österreichischen Bevölkerung, bei den Auskunftspersonen überdurchschnittlich hoch: die Hälfte der Interviewten hat einen Universitäts- oder Hochschulabschluss, zwei haben eine Matura und drei eine Lehre oder berufsbildende mittlere Schule absolviert.

Um die soziale Eingebundenheit der Interviewpartnerinnen und Interviewpartner abbilden zu können, wurde nach dem Familienstand, der Haushaltsgröße, Kindern und Enkelkindern sowie dem Vertrauen in die Nachbarschaft und ausgewählten Aspekten der Einsamkeit gefragt. Aufgrund dieser Angaben sollten Rückschlüsse auf die soziale Partizipation der Auskunftspersonen ermöglicht werden, die Fuchs-Heinritz et al. (2011) folgendermaßen definieren: „Art und Ausmaß, mit denen Einzelne oder soziale Gruppen am sozialen Leben im Sinne von nicht an Vereinen, Organisationen usw. gebundener Geselligkeit teilnehmen“ (Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 500). Vier der zehn Interviewten leben alleine in ihrem Haushalt. Sie sind geschieden, verwitwet, getrennt und ledig. Die anderen Auskunftspersonen sind verheiratet und leben gemeinsam mit ihrem Mann oder ihrer Frau. In keinem Fall wohnen die Kinder oder Enkelkinder (sofern vorhanden) mit den Interviewten im gleichen Haushalt. Obwohl die Voraussetzungen für das soziale Kapital also deutlich verschieden sind, erachten die Interviewten die soziale Eingebundenheit in ihrem Umfeld durchwegs als positiv. Die soziale Unterstützung wird sowohl von einer Interviewpartnerin, die geschieden ist, alleine lebt und keine Kinder oder Enkelkinder hat

als auch von einem Interviewpartner, der verheiratet ist und zu seinen drei Kindern und sieben Enkelkindern engen Kontakt pflegt, als gegeben eingeschätzt. Den Haus- bzw. Wohnungsschlüssel können alle Interviewten bei zumindest einer Nachbarin oder einem Nachbarn deponieren, wenn sie das wollten.

Die Interviewpersonen sind durchschnittlich seit 14 Jahren freiwillig tätig (bzw. durchschnittlich elf Jahre, wenn jeweils der obere und der untere Ausreißer aus der Berechnung des Mittelwerts exkludiert wird). Eine Interviewpartnerin ist zum Zeitpunkt des Interviews seit mehr als fünfzig Jahren ehrenamtlich aktiv, eine andere seit wenigen Monaten. Das Geschlechterverhältnis ist ausgeglichen. Die Bereiche und Organisationen, in denen die Auskunftspersonen freiwillig tätig sind, unterscheiden sich voneinander. Der Großteil meiner Interviewten geht mehr als einem freiwilligen Engagement nach.

Eine detaillierte anonymisierte Auflistung sowie eine kurze Beschreibung der zehn Interviewpersonen befinden sich im Anhang (siehe Kapitel 7.4).

Die Interviews dauerten zwischen 42 Minuten und zwei Stunden und 17 Minuten. Acht Interviewpersonen habe ich in verschiedenen Wiener Kaffeehäusern getroffen. Ein Interviewpartner hat als Ort des Gesprächs seine Wohnung vorgeschlagen, eine andere Interviewpartnerin hat mich an den Ort ihrer Freiwilligentätigkeit eingeladen. Wichtig bei der Auswahl der Lokale war mir, dass dort ein ungestörtes Gespräch stattfinden konnte und dass sich die Interviewpersonen wohlfühlten.

Bei den vorliegenden Interviews wurde zu Beginn eine offen formulierte Aufforderung („Bitte erzählen Sie mir alles über Ihr freiwilliges Engagement.“) gemacht, die den Erzählfluss anregen sollte. Sowohl der eingesetzte Leitfaden als auch der Kurzfragebogen findet sich im Anhang (siehe Kapitel 7.2 und 7.3). Der Kurzfragebogen wurde erst am Ende des Gesprächs vorgelegt, um den Erzählfluss nicht von Beginn an einzuschränken. Die Interviewten sollten nicht mit geschlossenen Fragen auf ein „Frage-Antwort-Spiel“ eingestimmt werden. Um die Künstlichkeit der Interviewsituation so gering wie möglich zu halten, wurde versucht eine möglichst offene und lockere Atmosphäre zu schaffen. Die meisten Interviewten antworteten sehr ausführlich und es waren wenige Nachfragen notwendig. In jenen Fällen, wo die Interviewpersonen weniger von sich aus erzählten, erwies sich der Leitfaden als sehr hilfreich. Vor allem nach den Interviews kam es in fast allen Fällen zu einem weiterführenden Gespräch. Im Anschluss habe ich meine Gedanken und Beobachtungen während des Gesprächs in einem Memo

verschriftlicht. Betonte Inhalte wurden in den Transkripten durch Unterstreichungen hervorgehoben.

Ziel der Auswertung nach Witzel ist eine vergleichende Systematisierung. Nach der Transkription habe ich, wie Witzel in seiner Auswertung vorgibt, alle Transkripte durchgesehen und jene Themen, die darin angesprochen werden, notiert. Deshalb wurden die Themen, die im Leitfaden vermerkt sind, um jene ergänzt, welche die Interviewpartnerinnen und Interviewpartner in den Gesprächen erwähnten. Auf diese Weise bleibt die Analyse der Interviews nahe an der Lebenswelt der Interviewpersonen, da nicht von außen ein starres Raster über die Transkripte gelegt wird, sondern den Interviewten – wie von Witzel (1982, S. 70) vorgesehen – Raum für eigene Relevanzsetzungen und Themen lässt. Als Beispiel dafür ist die Pensionierung der Interviewten zu nennen. Obwohl ich nach dieser nicht explizit gefragt habe, wurde diese in fast allen Gesprächen von den Interviewten angesprochen. In dieser Offenheit zeigt sich eine der Stärken der qualitativen Sozialforschung im Allgemeinen und problemzentrierter Interviews im Besonderen. Gleichzeitig habe ich in diesem ersten Materialdurchgang eine Kommentierung am Seitenrand vorgenommen, wie dies Witzel (1982, S. 110) in den Ausführungen zu seiner Auswertungsmethode vorgibt.

In einem nächsten Schritt wurde die so gewonnene Sammlung von Themen geordnet und in Kategorien zusammengefasst. Danach erfolgte eine erneute Durchsicht der Transkripte, bei der diese mit einem Fokus auf bestimmte Themen, späteren Auswertungskategorien, wie beispielsweise „Wertschätzung und Anerkennung“ oder „Soziale Beziehungen“, bearbeitet wurden. Einzelne Textpassagen wurden in unterschiedlichen Farben markiert.

In der vorliegenden Arbeit werden die Ergebnisse in komprimierter Form dargestellt. Es handelt sich dabei um Argumente, die von mehreren Interviewten vorgebracht wurden, ergänzt um Einzelfälle, denen aufgrund spezieller Situationen bzw. Voraussetzungen bei manchen Themen eine Sonderstellung zukommt. Wie Witzel vorschlägt, handelt es sich dabei um Argumente, die sich „bei den Befragten wiederholen“ (Witzel 1982, S. 112). Exemplarisch für diese Argumente, die in mehreren Transkripten vorkommen, werden im nächsten Kapitel einzelne Interviewpassagen dargestellt, um der Lebenswelt der Interviewten sowie deren Formulierungen Raum zu geben und die zuvor beschriebenen Verallgemeinerungen anhand von Aussagen zu untermauern.

Um die Anonymität meiner Interviewpersonen zu wahren, habe ich eindeutig zuordenbare Teile der Transkripte in den Beispielen, die in dieser Arbeit angeführt werden, ausgelassen. Dort, wo

es für das Verständnis der Aussagen notwendig war, habe ich Erläuterungen ergänzt und diese ersichtlich gemacht. Die Auskunftspersonen wurden außerdem in anonymisierten Fallvignetten, in denen die wichtigsten Eckdaten in Bezug auf die Freiwilligenarbeit enthalten sind, beschrieben. Diese sind bei Interesse im Anhang (siehe Kapitel 7.4) nachzulesen.

Die Auswertung der Interviews erfolgte alleine. Da bei qualitativen Untersuchungen die Diskussion mit anderen Forschenden wichtig ist, konnte ich sowohl bei der Erstellung der Erhebungsinstrumente als auch bei der Darstellung der Ergebnisse auf die Hilfe von zwei Soziologinnen zurückgreifen, um unklare und diskussionswürdige Textstellen ausführlich zu besprechen.

3.4 Methodische Reflexion

Rückblickend haben sich problemzentrierte Interviews mit Freiwilligen, die fast alle länger als ein Jahr ehrenamtlich tätig sind, als geeignet für die Bearbeitung der Forschungsfragen herausgestellt. Der ursprüngliche Plan sah vor, die Interviews mit go-alongs (vgl. Kusenbach 2003, 2008) zu ergänzen. Da Motivationen aber nicht beobachtbar sind und die Begleitung an den Ort der Freiwilligenarbeit in den meisten Fällen meiner Interviewpersonen nicht möglich gewesen wäre, wurde diese Idee wieder verworfen.

Die Anfrage an die Trägerorganisationen der Bundesarbeitsgemeinschaft Freie Wohlfahrt sah anfänglich vor, sowohl Freiwillige, die erst kürzer als ein Jahr ehrenamtlich tätig sind und solche, die ihre Freiwilligenarbeit bereits länger ausführen, zu interviewen. Nach einem Interview mit einer Interviewpartnerin, die erst seit wenigen Monaten freiwillig tätig ist, wurde allerdings klar, dass bestimmte Fragen zu den Erfahrungen mit der eigenen Freiwilligenarbeit nicht so umfassend beantwortet werden konnten, wie für die Forschungsfragen notwendig. Auch über soziale Beziehungen, die mehr Zeit als einige Monate zum Wachsen benötigen, konnte (noch) nicht ausreichend viel erzählt werden. Dieses Erkenntnis war sehr wichtig und dieses Interview soll, auch mit Blick auf die für den Forschungsprozess wertvollen Informationen, keinesfalls in seiner Aussage geschmälert werden. Da sich herausgestellt hat, dass es für die Beantwortung der Fragen bezüglich der ehrenamtlichen Betätigung günstiger ist, dass die Interviewten bereits etwas länger, mindestens aber ein Jahr lang, freiwillig tätig sind, habe ich mich in der Suche schlussendlich auf länger tätige Freiwillige konzentriert. Eine Limitation, die sich aus dieser längeren Freiwilligentätigkeit ergibt ist, dass von den Interviewten teilweise kaum zwischen Zugangs- und Beibehaltungsmotiven unterschieden werden kann und es zu einer Vermischung

dieser kommt. Zugangsmotive sind detailliert wohl nur ganz zu Beginn der Freiwilligenarbeit bzw. wenn Menschen darüber nachdenken, sich zukünftig freiwillig zu engagieren, zu erheben.

Eine methodische Schwäche von Interviews ist, dass die Aussagen der Interviewten bezüglich ihrer Erfahrungen nicht überprüfbar sind. Es muss damit gerechnet werden, dass die Antworten teilweise der sozialen Erwünschtheit (vgl. Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 133) oder anderen Interviewereffekten unterliegen (vgl. ebd., S. 323). Da Motivationen nur mittelbar zu erheben sind, also nicht direkt beobachtet werden können (vgl. Hillmann 2007, S. 592), besteht allerdings keine andere Möglichkeit, als gezielte Fragen zu stellen und die Voraussetzungen für die Interviews möglichst ideal zu gestalten. Diesen methodischen Problemen wurde vorgebeugt, indem bei den Interviews keine Dritten anwesend waren, die das Antwortverhalten möglicherweise beeinflussen könnten. Außerdem habe ich versucht, die Interviewsituation für die Interviewten so angenehm wie möglich und nahe an einem natürlichen Gespräch zu gestalten, um die Künstlichkeit der Situation möglichst gering zu halten. Dies ist in allen Fällen gelungen.

Freiwillige, die wenig ökonomisches Kapital besitzen, konnten für die Interviews nicht gefunden werden. Unter meinen Auskunftspersonen befindet sich auch niemand, der isoliert oder einsam ist. Menschen mit wenig sozialem Kapital können mit dieser Art der Erhebung möglicherweise nicht erreicht werden bzw. engagieren sich eventuell – im Hinblick auf die Voraussetzungen, die in Kapitel 2.1.4 und 2.1.7 beschrieben wurden – nicht freiwillig. Organisationen, die unterschiedlichen Religionsgemeinschaften nahestehen, wurden in dieser Untersuchung nicht kontaktiert, könnten aber für zukünftige Erhebungen interessant sein. Im Sinne einer Kontrastierung erscheint der Vergleich verschiedener Altersgruppen oder unterschiedlicher Betätigungsfelder lohnend. Die heterogenen Altersgruppen könnten anhand bestimmter Themen, beispielsweise der empfundenen Wertschätzung und Anerkennung der Freiwilligenarbeit, betrachtet werden. Interviews mit Menschen, die in ihrer Jugend bereits freiwillig tätig waren und dieses Engagement beispielsweise nach ihrer Pensionierung wieder aufnehmen, könnten von Interesse sein. Auch der Vergleich zwischen Stadt und Land wäre hinsichtlich des sozialen Drucks, wie ihn Mayer und Rameder (2009) beschreiben, spannend. Wie die Freiwilligen über jene sprechen, denen ihre ehrenamtlichen Tätigen zugutekommen, und ob dieses Verhältnis distanziert oder eher eng ist, könnte diskurstheoretisch erörtert werden. Im Hinblick auf Bildung und Lernen könnte erhoben werden, von welchen Lernerfahrungen die Freiwilligen berichten und was sie bei ihrem freiwilligen Engagement lernen.

4. Ergebnisdarstellung

Warum engagieren sich Seniorinnen und Senioren in Wien freiwillig in einer Organisation? Welche soziale Eingebundenheit entsteht bei der Freiwilligenarbeit der Seniorinnen und Senioren? Welche sozialen Unterschiede bestehen hinsichtlich der gesellschaftlichen Eingebundenheit der Freiwilligen und was bedeuten diese bezüglich der Erwartungen an die Freiwilligenarbeit?

Diese Forschungsfragen werden mithilfe der in der Einleitung formulierten Unterfragen in den folgenden Kapiteln beantwortet. Dazu werden die verallgemeinerten Argumente der Interviewpersonen sowie, in jenen Fällen wo dies notwendig erschien, Sonderfälle dargestellt. Vorweg sei über den Aufbau des Kapitels und das Zustandekommen der Auswertungskategorien Folgendes gesagt: Grundlage der Struktur dieses Kapitels bilden jene Themen, zu denen es in den Interviews von den Auskunftspersonen Erzählungen gibt. Einerseits wurden diese Narrationen durch Fragen, die im Leitfaden vorhanden bzw. durch die Forschungsfrage vorgegeben sind, generiert. Andererseits brachten auch die Interviewten bestimmte Aspekte zur Sprache, die so nicht im Leitfaden vorgesehen waren (siehe Kapitel 3.3).

Die erste, sehr allgemein gehaltene Aufforderung „Bitte erzählen Sie mir alles über Ihr freiwilliges Engagement.“ führte zu unterschiedlich langen Erzählungen der Interviewten. Bei manchen Interviewpersonen waren explizitere Nachfragen notwendig, andere berichteten jedoch auch ohne konkrete Frage über die eigenen Motive für die Entscheidung, einer freiwilligen Arbeit nachzugehen. Wie bei qualitativen Untersuchungen angestrebt, ist es einerseits zur Beantwortung meiner (Forschungs-) Fragen gekommen und andererseits wurden von den Interviewpersonen Themen aufgegriffen, die zuvor nicht im Fokus der Forschung standen, für die Interviewten aber relevant waren.

Die unterschiedlichen Kapitalressourcen der Interviewpersonen wurden sowohl explizit im Kurzfragebogen, als auch implizit über Erzählungen im Laufe des Interviews erhoben. Das Thema Pensionierung und damit verbunden die Abgrenzung von Freiwilligenarbeit und dem Beruf der Interviewpersonen (siehe Kapitel 4.1) wurde von allen Interviewten aufgeworfen und ausgeführt, obwohl dieses im Leitfaden nicht vorgesehen war. Vier der zehn Interviewpersonen beginnen ihre Erzählung zur Freiwilligenarbeit mit dem Zeitpunkt ihrer Pensionierung (vgl. IP 4, Z. 12; IP 5, Z. 118; IP 9, Z. 15; IP 10, Z. 26). Weitere fünf Interviewte sprechen bei der Frage, wie sie zu ihrem freiwilligen Engagement gekommen bzw. wann sie das erste Mal

freiwillig tätig gewesen sind, über ihre Pensionierung (vgl. IP 1, Z. 79; IP 2, Z. 169; IP 3, Z. 76; IP 6, Z. 342; IP 8, Z. 230). Die einzige Interviewpartnerin, die ihre Pensionierung nicht erwähnt, ist jene Frau, die seit mehr als fünfzig Jahren in der gleichen Organisation freiwillig tätig ist. Dadurch hat sich gezeigt, dass die Pensionierung für die Lebenswelt der Auskunftspersonen und ihre Erzählung zu ihrer Freiwilligenarbeit eine wichtige Rolle spielt und wurde daher in der Auswertung entsprechend berücksichtigt.

Die Ergebnisse habe ich in drei große Kapitel mit jeweils drei Unterkapiteln gegliedert. Im ersten Teil steht die Unterscheidung von beruflichen und freiwilligen Tätigkeiten im Fokus. Im zweiten Teil gehe ich auf die Motive, die zur Entscheidung für ein ehrenamtliches Engagement geführt haben und die Gründe, warum dieses immer noch ausgeübt wird, ein. Im dritten Teil steht die soziale Teilhabe der Interviewten im Mittelpunkt.

4.1 Abgrenzung Beruf und Freiwilligenarbeit

Freiwilligenarbeit umfasst, wie in Kapitel 2.1.1 erläutert, Tätigkeiten, die in der Regel außerhalb des eigenen Haushalts ausgeführt werden und anderen Menschen zugutekommen. Es gibt weder eine monetäre Abgeltung der Arbeitsleistung noch eine gesetzliche Verpflichtung dazu (vgl. Meyer et al. 2009, S. 440–441; Hofer und Pass 2015b, S. 4; Feistritz et al. 2013, S. 8). Bei Teilen dieser Definition sind Überschneidungen zur Erwerbsarbeit gegeben und in Bezug auf die ausgeführten Tätigkeiten ist Freiwilligenarbeit von Erwerbsarbeit oft nur schwer abzugrenzen. In meinem Leitfaden war dieses Thema der Abgrenzung der Freiwilligenarbeit von beruflichen Tätigkeiten nicht präsent, allerdings wurde es von allen Interviewpersonen angesprochen und findet daher Eingang in die Auswertung und in weiterer Folge in die Ergebnisse. Alle Interviewten nehmen die klare Abgrenzung von Freiwilligenarbeit und Erwerbsarbeit vor. Sie stellen die ehrenamtliche Tätigkeit als etwas sehr Verschiedenes zu ihren beruflichen Aufgaben, denen sie vor ihrer Pensionierung nachgegangen sind, dar. Dieses Bewusstsein der Mitarbeit in einer Hilfsorganisation oder einem Verein im Gegensatz zu einem privaten Unternehmen, bei dem die Profitorientierung im Mittelpunkt des Interesses steht, zeigt sich auch in der Erwartung bezüglich Geschenken als Form der Anerkennung, wie im Kapitel 4.2.3 zu sehen sein wird.

Eine klare Abgrenzung von Freiwilligenarbeit und Erwerbsarbeit erfolgt über die Freude, die man während der freiwilligen Tätigkeit hat. Eine der Freiwilligen, die davor als Lehrerin tätig

war, hätte die Möglichkeit gehabt, an ihrer Schule in einem Projekt ehrenamtlich mitzuarbeiten, das ihrer beruflichen Tätigkeit sehr nahe gekommen wäre.

„Ich habe dann gesagt, na, also mit Kindern lernen, ich will wenn, dann einen Spaß haben mit Kindern, aber lernen will ich nicht mehr mit ihnen, das reicht irgendwie ja (lacht). Ich würde sie so betreuen in der Freizeit, aber nicht also mit Lernen, das reicht mir.“ (IP 3, Z. 382-385)

Ein anderer Interviewpartner betont den Unterschied zwischen seiner ehemaligen beruflichen Tätigkeit und der Freiwilligenarbeit, der er nun nachgeht, im Zusammenhang mit seiner Freude an der Arbeit.

„Ich bin vielleicht manches Mal ungern ins Büro gegangen, aber ich bin noch nie ungern [zu meiner Freiwilligenarbeit, A.F.] (...) gegangen, in all diesen Jahren habe ich mir noch nie gesagt, heute mag ich nicht, heute ist mir nicht gut oder heute freut es mich nicht, das ist noch nie der Fall gewesen, ich gehe immer gern.“ (IP 8, Z. 460-464)

Diese Freude spielte auch bei der Suche nach einer geeigneten freiwilligen Tätigkeit eine Rolle (siehe Kapitel 4.2). Dass die Abgrenzung zwischen einer freiwilligen Tätigkeit und einem Hobby also möglicherweise nicht immer ganz trennscharf vorzunehmen ist, könnte daher erwartet werden. Hier zeigt sich allerdings, dass diese Distinktion von den meisten Interviewten hergestellt wird.

Einige Interviewpersonen haben sich in ihrer Freiwilligenarbeit lang gehegte Berufswünsche erfüllt, denen sie aus unterschiedlichen Gründen früher nicht nachgehen konnten. Die Pensionierung und damit der Wegfall der Erwerbsarbeit stellte für einige Interviewpartnerinnen und Interviewpartner einen entscheidenden Punkt im Leben dar, der zu einer Neustrukturierung und Veränderung des Alltags führte.

Eine andere Form der Abgrenzung von Beruf und Freiwilligenarbeit erfolgt bei manchen Interviewpersonen über die entsprechende Ausbildung. So erwähnen beide Interviewpartner, die aktuell Schülerinnen und Schüler beim Lernen unterstützen, dass sie keine ausgebildeten Lehrer seien. Andere Auskunftspersonen können in der Freiwilligenarbeit ihr Wissen und ihre Erfahrungen, die sie in ihrem Berufsalltag bereits gebraucht oder gelernt haben, einsetzen.

„Alles was ich als Lehrerin gelernt habe, habe ich zur Verfügung stellen können und er hat das angenommen und das war eines der tollsten Erlebnisse als Lehrerin.“ (IP 9, Z. 78-79)

Eine Interviewpartnerin, die nach einer Erbschaft auf ihr Erwerbseinkommen nicht mehr angewiesen war und ihre berufliche Tätigkeit, die ihr grundsätzlich gefallen hat, zugunsten ihrer persönlichen Interessen aufgegeben hat, wollte zwar nicht mehr arbeiten, ihre Zeit dennoch an eine Tätigkeit binden.

„Ich möchte schon was tun, aber ich möchte selber entscheiden wie viel und was und wann und vor allem, es hat auch den Vorteil, wenn ich nicht mehr mag, dann höre ich auf.“ (IP 1, Z. 92-93)

Auf diese neue Freiheit, die durch die Freiwilligenarbeit gewonnen wird, gehe ich im nächsten Kapitel genauer ein.

4.1.1 Freiwilligkeit versus Verpflichtung

Freiwilligenarbeit wird freiwillig, d.h. ohne gesetzliche Verpflichtung diese zu leisten, ausgeführt. Für die Interviewten war die Unterscheidung von Freiwilligen- und Erwerbsarbeit sehr wichtig. Dabei geht es allerdings viel weniger darum tatsächlich vollkommen freie Entscheidungen zu treffen, als vielmehr zumindest das Gefühl zu haben, selbständig entscheiden zu können was man tun will und was nicht.

„Das ist, was mich daran reizt bei der Ehrenamtlichkeit, im Verhältnis zur beruflichen Arbeit bin ich einfach frei, das heißt ich kann meinen Job wechseln, ich kann kommen wann ich will, natürlich tue ich das nicht, weil das wäre sinnlos, aber zumindest dieses Wort, dieses kann. (...) Ich habe auch keinen Druck sagen wir jetzt dem Chef gegenüber, ich habe keinen Druck irgendwas erreichen zu wollen. Ich strebe nichts an, keine Position. Also da gibt es kein Gerangel untereinander.“ (IP 8, Z. 361-371)

Der Interviewpartner erkennt klar, dass es bestimmte Strukturen gibt und diese auch notwendig sind, damit seine freiwillige Tätigkeit von den Organisationen eingeplant werden kann. Gleichzeitig genießt er es, dass er bei einer seiner freiwilligen Tätigkeiten, bei der die Organisation nicht direkt auf ihn angewiesen ist, keine Verpflichtungen eingehen muss. Er kann grundsätzlich innerhalb eines bestimmten Rahmens kommen und gehen wann er will und ist somit in seiner freiwilligen Arbeit sehr flexibel.

Einige Interviewpersonen beschreiben sich als relativ pflichtbewusst und versuchen Versprechen und Abmachungen im Zusammenhang mit ihrer freiwilligen Tätigkeit so gut es geht einhalten zu können. Die Konsequenz daraus ist, dass beispielsweise ein Interviewpartner, der bei organisierten Sprachentreffen hilft, zwar meistens zu diesen Veranstaltungen geht, es aber nicht verspricht, für den Fall, dass er beispielsweise aufgrund von schönem Wetter andere Pläne hat (vgl. IP 2, Z. 216-226). Für die Organisationen ergibt sich aus diesem Umstand natürlich eine Schwierigkeit, da die Planbarkeit des Einsatzes von Freiwilligen schwieriger wird. Einen guten Einblick lieferte in dieser Hinsicht das Gespräch mit einer Freiwilligen, die in ihrer Organisation eine ehrenamtliche Funktion innehat. Wenn sie von ihrer Freiwilligenarbeit, die sie klar von Erwerbsarbeit abgrenzt, erzählt, spricht sie beispielsweise von „Mitarbeiterverwaltung“ (IP 7, Z. 144), „Bewerbungsgesprächen“ (IP 7, Z. 375), die sie mit Menschen führt, die sich für eine freiwillige Tätigkeit bewerben und über den „bürokratischen Aufwand“ (IP 7, Z. 142), mit dem sie zunehmend im Rahmen ihrer Tätigkeit zu kämpfen hat. Sie erzählt von ihren Schwierigkeiten Freiwillige zu finden, die sich längerfristig zu einer Aufgabe verpflichten möchten.

„In unserer schnelllebigen Zeit ist es halt einfach auch so, dass man sich nicht mehr langfristig binden will, dass man gerne etwas macht, aber eine kurze Zeit und dann gern wieder was anderes macht und wieder was anderes ausprobiert und mit dem Ausprobieren ist es halt bei uns ein bisschen schwierig, nicht, denn es ist ein Dienstbetrieb der laufen muss und da ist halt mit so einem ständigen Wechsel nicht wirklich was getan.“ (IP 7, Z. 41-46)

Hier zeigt sich also im Gegensatz zum weiter oben beschriebenen niederschweligen Bereich, der mit relativ wenigen Verpflichtungen verbunden ist, das Gegenteil. Der „Dienstbetrieb“ muss laufen, d.h. die Interviewpartnerin hat eine bestimmte Verantwortung und erwartet von ihren Kolleginnen und Kollegen auch eine entsprechende Verlässlichkeit.

4.1.2 Rolle der Pensionierung

Alle Interviewpersonen sind bereits in Pension. Das war eine Voraussetzung bei der Suche nach meinen Interviewten. Allerdings ist die Dauer, die sie sich in Pension befinden, relativ unterschiedlich. Während eine Interviewpartnerin erst wenige Monaten vor dem Interview pensioniert wurde und sich diese gewonnene freie Zeit erst strukturieren und sich in ihrem neuen Alltag zurechtfinden muss, ist ein anderer Interviewpartner bereits seit mehr als drei Jahrzehnten in Pension. Die meisten Interviewpersonen haben ihre Freiwilligenarbeit weniger als zwei Jahre nach der Pensionierung begonnen (vgl. IP 1, Z. 82; IP 2, Z. 172; IP 3, Z. 76; IP 4, Z. 13;

IP 5, Z. 131; IP 6, Z. 342; IP 9, Z. 16). Einige davon haben sich bereits im Erwerbsleben, also noch vor ihrer Pensionierung, Gedanken darüber gemacht, was sie mit der frei werdenden Zeit machen werden. Zwei Interviewpartnerinnen haben ihre Freiwilligenarbeit bereits vor der Pensionierung begonnen. Hier muss erwähnt werden, dass eine der beiden Gesprächspartnerinnen ihre Freiwilligenarbeit bereits im Jahr 1964, etwa mit ihrem Eintritt in das Erwerbsleben, aufgenommen und seither nicht unterbrochen hat.

Die Pensionierung nahmen die meisten Interviewpersonen als Einschnitt in ihre Biografie wahr und wurde, wie bereits in der Einleitung von Kapitel 4 beschrieben, von diesen entweder bei der allgemeinen Erzählung über ihre Freiwilligenarbeit oder aber im Zusammenhang mit der Frage, wie sie zu ihrem freiwilligen Engagement gekommen seien, thematisiert. Damit einhergehend stellten die Interviewpersonen fest, dass sie sich nun, nach dem Ende ihrer Erwerbsarbeit, mit freier Zeit konfrontiert sahen, die es neu zu nutzen galt.

„ich hatte Familie gehabt, drei Kinder, da geht natürlich auch Zeit drauf und dann war ich plötzlich, war eine Entlastung, eine zeitliche und auch geistige“ (IP 5, Z. 130-131)

Die Freiwilligenarbeit bietet den Interviewpersonen die Möglichkeit das zu tun, was sie schon immer machen wollten und ihren persönlichen Interessen nachzugehen. Nachdem eine Interviewpartnerin beispielsweise eine Erbschaft gemacht hat, beschloss sie mit 53 Jahren ihre Erwerbsarbeit aufzugeben und sich stattdessen auf ihr privates Interessensgebiet zu konzentrieren. Sie begann ein Studium in Wien, erkannte aber nach einem Semester, dass sie mehr Interesse an etwas Praktischem hätte und meldete sich daher bei einer Organisation, die in diesem Feld tätig ist, um freiwillig mitzuarbeiten (vgl. IP 1, Z. 79-85). Für sie kann durch die Freiwilligenarbeit ein Aspekt ersetzt werden, der durch die Pensionierung sonst verloren gegangen wäre:

„und wichtig ist man dann auch, weil man kennt viele Leute, man kann erzählen und so. Also das bringt mir auch was, ja. Ich war auch im Beruf immer wichtig, also geht mir das sonst ab.“ (IP 1, Z. 99-101)

Durch diesen Rollenverlust, der mit der Pensionierung einher geht (siehe Kapitel 2.1.7) berichten die Interviewpersonen teilweise davon, ihre Struktur des Alltags verloren bzw. sich davor gefürchtet zu haben. Bei einer Interviewpartnerin war dieser Umstand besonders relevant.

„Also ich bin mit 55 Jahren in Pension gegangen, ich war Lehrerin (...) und habe dann ein Jahr später begonnen die (...) -ausbildung zu machen. (...) Vorgreifen möchte ich, dass ich mich schon als recht junge Frau vor der Pension furchtbar gefürchtet habe,

*weil ich mir gedacht habe, da habe ich keine Struktur mehr, was mache ich dann“
(IP 9, Z. 15-20)*

Die Freiwilligenarbeit ermöglicht ihr eine Kompensation des Rollenverlusts.

*„Was für mich so wichtig ist und war, ich bin nicht in Pension, ich gehöre wo dazu,
ich habe einen Arbeitsplatz.“ (IP 9, Z. 46-47)*

Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass jene Interviewpartnerin, die sich vor ihrer Pensionszeit gefürchtet hat, die Sprache, die klassischer Weise den Berufsalltag dominiert, auch für ihre Freiwilligenarbeit gebraucht. Sie spricht beispielsweise mehrmals von ihrer „Chefin“ (IP 9, Z. 438 und 480). Alle anderen Interviewpersonen gebrauchen diese Bezeichnung nur, wenn sie von ihrem Berufsalltag vor ihrer Pensionierung erzählen.

Einige Auskunftspersonen haben sich in ihrer Freiwilligenarbeit, zum größten Teil nach ihrer Erwerbsarbeitsphase, ursprüngliche Berufswünsche erfüllt, denen sie aus unterschiedlichen Gründen nicht nachgehen konnten. Darauf wird im nächsten Kapitel genauer eingegangen.

4.1.3 Verwirklichung von (Berufs-) Wünschen

Knapp die Hälfte der Interviewpersonen erzählt in den Gesprächen, dass sie in ihrer Pension bei der Freiwilligenarbeit nun jene Wünsche verwirklichen können, die aus unterschiedlichen Gründen in der Phase der Erwerbsarbeit unerreichbar waren.

IP 4 war in seinen Zwanzigern in Afrika und hat dort „mit Leib und Seele unterrichtet“ (IP 4, Z. 127-128). Nach seiner Rückkehr nach Österreich wollte er diese Tätigkeit weiterhin ausführen, und hätte, mit seiner ursprünglichen Ausbildung und einer erforderlichen pädagogischen Zusatzausbildung, Werkstättenlehrer oder Berufsschullehrer werden können. Aus finanziellen Gründen war ihm das jedoch nicht möglich.

„Das [pädagogische Zusatzausbildung, A.F.] hätte ich alles gemacht, überhaupt kein Problem, aber ich war auch 30 Jahre, habe Familie, also Frau und ein Kind gehabt, und man hätte null anerkannt, das heißt ich hätte mit – ich war der Familienerhalter, meine Frau hat gerade das Arbeiten angefangen – und wie wir zurückgekommen sind, ich hätte genau das Gleiche verdient wie einer mit damals 19 oder 20, der nicht die Ausbildung ab-. Das war unmöglich, das wäre sich nie ausgegangen, aber ich wäre gerne Lehrer geworden, aber das hätte ich mir nicht leisten können.“ (IP 4, Z. 131-136)

IP 6 war in seiner Erwerbstätigkeit Jurist und beschreibt seinen Beruf als einen sehr schönen. Er erzählte mir im Nachgespräch, dass er sich nach seiner Matura für ein Studium entscheiden musste. Sowohl die Rechtswissenschaften als auch die Theologie interessierten ihn. Der Interviewpartner erzählt, dass er immer sehr ehrgeizig gewesen sei und unabhängig vom Berufsfeld einen hohen Posten angestrebt hätte. Eine Karriere in der Kirche hätte ihn sehr interessiert, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass ihm jemand eine Garantie dafür gegeben hätte, Erzbischof von Wien zu werden. Da dem aber nicht so war, entschied er sich gegen die Theologie, begann kurze Zeit nach seiner Pensionierung eine theologische Ausbildung und ist nun unter anderem in einer Wiener Kirche in unterschiedlichen Funktionen ehrenamtlich tätig.

IP 7 wollte eigentlich unbedingt im Bereich Medizin arbeiten, durfte diesem Berufswunsch allerdings nach dem Veto der Eltern nicht nachgehen.

„das war halt einfach damals so, die halt gemeint haben, das ist kein Beruf für Familie, weil mit Nachtdienst natürlich und Wochenende und das lässt sich nicht vereinbaren. Naja und als folgsame Tochter bin ich dem halt gefolgt und dann habe ich mir aber gedacht, naja, das würde schon in die Richtung gehen, ich schaue mir das einmal an (...) ja und so bin ich gelandet.“ (IP 7, Z. 152-156)

Die Freiwilligenarbeit war in diesem Fall also eine Möglichkeit, den Einspruch der Eltern zu umgehen und die eigenen Interessen weiter zu verfolgen.

IP 9 war vor ihrer Pensionierung als Lehrerin tätig und konnte dort ihre „mütterliche, soziale Ader“ (IP 9, Z. 68-69) nicht so einbringen wie gewünscht. In der Freiwilligenarbeit hat sie nun diese Gelegenheit und nutzt sie auch. Gleichzeitig kann sie bei ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit Fähigkeiten, die sie unter anderem durch ihren Beruf erworben hat, nutzen.

„Und das habe ich früher in dem Sinn nicht so nutzen können als Lehrerin und das Tolle ist eben, wenn – bei mir war es so, ich bin in Pension gegangen, ich war Lehrerin, viele Dinge, die ich kann oder die mir angelegt sind, habe ich nicht nutzen können und das Wunderbare ist für mich gewesen und ist noch immer, dass ich jetzt Fähigkeiten nützen kann, die vorher nicht zum Tragen gekommen sind und das ist ein sehr, das ist ein wunderbares Gefühl, was kann ich noch alles (lacht)?“ (IP 9, Z. 60-65)

Die Abgrenzung zwischen Freiwilligen- und Erwerbsarbeit ist manchmal schwierig vorzunehmen, da die Tätigkeit dieselbe sein kann, wie die bezahlter Arbeitskräfte. Meine Interviewpartnerinnen und Interviewpartner nehmen diese Trennung allerdings ganz klar vor und betonen, dass sie ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit freiwillig nachgehen. Wichtig ist für sie daher auch die Freude, die sie bei der Ausübung ihrer Freiwilligenarbeit empfinden. Auffällig ist auch, dass die Bereiche, in denen sich die Interviewten jetzt engagieren, sich von jenen unterscheiden, in denen sie vor ihrer Pensionierung beruflich tätig gewesen sind. Manche Auskunftspersonen gehen allerdings in ihrer Freiwilligenarbeit den Tätigkeiten nach, die sie als berufliche Karriere auch interessiert hätten, die sie aber aus unterschiedlichen Gründen damals nicht verfolgen konnten. Die Pensionierung und das Ende der Erwerbsphase stellen für die Interviewpersonen einen Einschnitt in ihre Biografie dar. Dadurch kommt es zu einem Rollenverlust und zu einem Freiwerden von zeitlichen und geistigen Ressourcen. Der Alltag muss nach dem Wegfall der Erwerbstätigkeit neu strukturiert werden und die Freiwilligenarbeit wird von einigen als Kompensation gesehen.

4.2 Motive für und Auswirkungen auf freiwilliges Engagement

Die Motive, warum sich die Interviewpersonen dafür entschieden haben, formelle Freiwilligenarbeit zu leisten, sind vielfältig und unterscheiden sich etwas von jenen, aufgrund derer sie ihre ehrenamtliche Tätigkeit noch immer ausführen. Doch nicht nur zwischen der Motivation zu beginnen und den momentanen Motiven dabei zu bleiben, gibt es Unterschiede in den Begründungen. Ein Interviewter beschreibt beispielsweise, dass es für seine diversen freiwilligen Tätigkeiten unterschiedliche motivationale Zugänge gibt. Dieser Interviewpartner unterscheidet zwischen „Herzensanliegen“ und der gesellschaftlichen Relevanz von Freiwilligenarbeit.

„Also das ist schon unterschiedlich eigentlich. Das Tanzen und das Singen ist für mich, das mache ich für mich, während [die gesellschaftspolitische und ökologische Freiwilligenarbeit, A.F.] (...) mache ich für die Idee, für das Anliegen (...) für das was hier in meinen Augen wichtig ist unterstützt zu werden. Das sind zwei unterschiedliche motivationale Zugänge.“ (IP 5, Z. 330-333)

Zwischen diesen verschiedenen motivationalen Zugängen zeigt sich außerdem ein Unterschied bezüglich der Anerkennung, die er für die jeweiligen Tätigkeiten erwartet. Bei Tätigkeiten, die er nach eigenen Angaben für sich macht, ist die Anerkennung von anderen für ihn irrelevant, beim Engagement, das er für die unterstützungswürdige Idee macht, ist ihm die Anerkennung

von außen sehr wichtig (vgl. IP 5, Z. 1032 und 1077). Auf die Wertschätzung und Anerkennung, die die Interviewpersonen für ihre Freiwilligenarbeit erhalten, wird später noch detailliert eingegangen (siehe Kapitel 4.2.3).

Besonders gut gefällt den Interviewpersonen, dass sie bei ihren freiwilligen Tätigkeiten mit verschiedensten Menschen zusammenkommen, Beziehungen zu diesen aufbauen können und ganz allgemein in Kontakt mit anderen kommen. Der zwischenmenschliche Aspekt spielt dabei offenbar eine wichtige Rolle. Die sozialen Beziehungen sind wichtig, damit das ehrenamtliche Engagement beibehalten wird. Die Interviewpersonen erzählen nicht, dass dies der ursprüngliche Grund dafür gewesen sei, sich freiwillig engagieren zu wollen. Interessant ist, dass diese Aspekte keineswegs nur von alleinstehenden Menschen erwähnt wurden. Auch die Strukturiertheit des Alltags bzw. der Woche durch die ausgeübte Tätigkeit wird geschätzt (siehe auch Kapitel 4.1.2).

Im Hinblick auf das Geben und Nehmen berichten fast alle Auskunftspersonen, dass sie für ihre Freiwilligenarbeit mindestens genauso viel, wenn nicht mehr, bekommen, als sie geben (vgl. IP 3, Z. 355 und 424; IP 4, Z. 586; IP 7, Z. 115 und 186; IP 8, Z. 470; IP 9, Z. 53; IP 10, Z. 337). Die Seminare, die einige Organisationen für Freiwillige anbieten, werden gelobt und auch die Tatsache, dass die Freiwilligenarbeit Zugang zu speziellen Orten, die normalerweise für die Allgemeinheit nicht zugänglich sind, ermöglicht. So erzählt ein Interviewpartner, dass er mit seinem Verein bei selbst organisierten Kulturveranstaltungen Zugang zu bestimmten Ausstellungen oder einer speziellen Führung erhält, der ihm vermutlich als Privatperson verwehrt geblieben wäre.

„Das öffnet andere Türen (...) Das (...) Museum macht keine Sonderausstellung zu diesen beiden Jahren, aber dieser Hofrat macht für uns eine maßgeschneiderte Führung und das kann man so auch nicht haben. (...) Und ich denke schon manchmal nach, wo ist der Knopf wo ich draufdrücken muss, dass halt etwas Anderes und etwas Interessanteres ist als was man sonst erleben kann.“ (IP 6, Z. 619-625)

Vor allem bei der Freiwilligenarbeit im Pflege- und Gesundheitsbereich erzählen die dort tätigen Interviewpersonen davon, dass sie die Möglichkeit haben, in den Einrichtungen kostenlos zu Mittag zu essen. Diese beiden Interviewten wohnen jeweils alleine und schätzen einerseits die Versorgung als solche und andererseits die Gelegenheit, in Gesellschaft anderer zu essen. Im Gespräch wird deutlich, dass die Interviewten in finanzieller Hinsicht nicht darauf

angewiesen sind eine kostenlose Mahlzeit zu bekommen. Der Kontakt mit anderen, der bei diesen Mittagessen entsteht, wird von den beiden aber sehr geschätzt.

Als weitere positive Auswirkung von Freiwilligenarbeit beschreiben mehrere Interviewpersonen die Möglichkeit, den eigenen Horizont zu erweitern.

„Ich glaube, dass Freiwilligenengagement generell angstlösend sein kann, weil man sich selber gebrauchter vorkommt, weil man hoffentlich neben schlechten viele positive Erfahrungen macht und weil man mehr Vertrauen zum Leben und zu anderen Menschen kriegt (...) dass man sieht wie groß das Spektrum ist an Menschen und auch sagt ok, jeder hat ein Recht, da einen Platz einzunehmen und da kann ich auch mit meinen bescheidenen Fähigkeiten und Möglichkeiten ein bisschen was beitragen und selber was bewegen.“ (IP 4, Z. 565-575)

Die Interviewpersonen wissen ziemlich genau was sie können und was sie im Rahmen ihrer Freiwilligenarbeit tun möchten. Das zeigt sich unter anderem darin, dass sie mit ihrer aktuellen freiwilligen Tätigkeit sehr zufrieden sind und Engagements, die ihnen nicht zusagten, wieder beendet haben. Auf die Frage, was sie an ihrem freiwilligen Engagement störe, antworten die meisten, dass sie nichts störe und falls es doch etwas gäbe, müssten sie mit dieser Freiwilligenarbeit aufhören. Aktuell seien sie damit aber sehr zufrieden.

In den nächsten Unterkapiteln gilt es, näher auf folgende Fragen, die auf der Grundlage meiner übergeordneten Forschungsfragen gestellt wurden, einzugehen:

Wieso haben sich die Seniorinnen und Senioren für eine Freiwilligenarbeit entschieden? Warum bleiben sie dabei? Was waren bzw. sind ihre Motive? Was gefällt ihnen besonders gut und was stört sie möglicherweise an ihrer Tätigkeit? Welche Art der Unterstützung bekommen sie von den jeweiligen Organisationen, bei denen sie tätig sind? Was wünschen sich Ehrenamtliche von der Organisation, in der sie tätig sind? Welche Voraussetzungen müssen erfüllt sein, damit sie dort gerne arbeiten und ihre Freiwilligenarbeit beibehalten? Welche Art der Wertschätzung und Anerkennung erfahren sie bei der Ausübung der Freiwilligenarbeit und welchen Stellenwert nimmt diese für die Seniorinnen und Senioren ein? War es ihre Idee oder hat sie jemand dazu motiviert, sich eine ehrenamtliche Tätigkeit im Rahmen einer Organisation zu suchen? Im Folgenden gehe ich auf einzelne Aspekte der Auswahl und Beibehaltung des freiwilligen Engagements sowie das Motiv Wertschätzung und Anerkennung ein.

4.2.1 Auswahl des freiwilligen Engagements

Bei den meisten Interviewpersonen kam rund um das Ausscheiden aus der Erwerbsarbeit der Wunsch auf, etwas mit der nun frei werdenden Zeit zu tun. Diese Menschen wussten teilweise schon ziemlich genau, in welchem Bereich sie sich engagieren wollten und suchten entsprechend schon relativ gezielt nach bestimmten Aufgaben. Sie recherchierten im Internet oder hielten in Zeitungen und anderen Medien Ausschau nach passenden Angeboten oder Möglichkeiten, sich zu engagieren. Dabei stießen sie zumindest teilweise auf Ablehnung vonseiten der Organisationen.

„Da war eine Telefonnummer und ich habe den angerufen und der war sehr abweisend und hat gesagt aha, wieso glauben Sie, dass Sie das können? Und, naja setzen wir uns, und dann haben wir uns zusammengesetzt und dann haben wir dreimal so lang gesprochen (...) und da war er ganz begeistert“ (IP 6, Z. 398-402)

Andere wussten zwar, dass sie sich freiwillig engagieren wollten, hatten aber noch keine klare Vorstellung davon, in welcher Art und Weise das verwirklicht werden könnte und suchten aktiv nach einer Freiwilligenarbeit.

„(...) Seh‘ ich in der Zeitung und auch auf Plakaten war das angeschlagen, Freiwilligenmesse. Habe ich mir gedacht das ist genau das Richtige um eine Betätigung zu suchen. (...) Ich bin einfach von Stand zu Stand gegangen“ (IP 10, Z. 49-52)

Zwei männliche Interviewpartner wurden von ihren Ehefrauen zur Freiwilligenarbeit motiviert. Bei einem Interviewten war die Frau bereits selbst freiwillig tätig und erzählte ihm, dass jemand für die Begleitung von Wanderungen gesucht werde. Da er großes Interesse am Wandern hatte, meldete er sich schlussendlich dafür. Das war der Beginn seiner Freiwilligenarbeit. Er erzählt allerdings, dass er diesen Anstoß gebraucht habe, da er sich sonst keinesfalls freiwillig gemeldet hätte. Der zweite Interviewpartner war, als er mit seiner Freiwilligenarbeit begann, bereits knapp zwanzig Jahre in Pension. Seine Frau war zu dieser Zeit noch immer berufstätig und riet ihm, zur Bekämpfung seiner Langeweile ein freiwilliges Engagement zu suchen. Beide Interviewpartner, denen Freiwilligenarbeit von anderen vorgeschlagen wurde, suchten sich in weiterer Folge zusätzliche freiwillige Aufgaben. Hier bedurfte es also einer Triebfeder, die den Beginn der Freiwilligenarbeit auslöste, von dem aus sich weitere ehrenamtliche Tätigkeiten entwickelt haben. Die Organisationen selbst waren bei der Auswahl der jeweiligen Freiwilligenarbeit zweitrangig. Wichtig war offenbar, dass diese den Interviewten hinreichend bekannt waren, um diese zu kontaktieren oder Aufrufe derselben als relevant wahrzunehmen.

Bei dem Zugang zur freiwilligen Tätigkeit selbst kann zwischen verschiedenen Levels der Aktivität unterschieden werden. Die passivste Art und Weise zur Freiwilligenarbeit zu kommen, ist die soeben beschriebene. Einer dieser beiden oben erwähnten Interviewten beschreibt sich selbst als „Mitläufer“ (IP 2, Z. 41). Die gegenteilige Form der Betätigung, nämlich selbst Aktivitäten ins Leben zu rufen, wird bei einem anderen Interviewpartner deutlich, der sich selbst als „Gruppengründer vom Dienst“ (IP 5, Z. 1337) bezeichnet. Er hat bisher mehrere Gruppen (mit-) gegründet und wurde dabei jeweils selbst aktiv. Während beide Extreme sowie alle Formen dazwischen auf der Skala der potentiellen Beteiligung für die freiwillige Mitarbeit in Organisationen wichtig sind wird deutlich, dass die verschiedenen Typen entsprechend eine unterschiedliche Art der Ansprache benötigen.

4.2.2 Beibehaltung und Ausübung des freiwilligen Engagements

Die meisten Interviewpersonen haben eine Beschäftigung im Zusammenhang mit ihren persönlichen Interessen gefunden. Es gibt in fast allen dieser Fälle einen Konnex zwischen dem freiwilligen Engagement und dem persönlichen Umfeld oder den Erfahrungen der Auskunftspersonen. Die Freude bzw. der Spaß an der Tätigkeit steht dabei im Vordergrund.

„Jetzt will ich das machen, was mir Spaß macht und vor allem dann, wenn es mir Spaß macht. Und wenn ich nicht mehr will, würde ich aufhören.“ (IP 1, Z. 688-689)

Die Pensionierung spielte wie bereits ausgeführt bei meinen Interviewten eine wichtige Rolle (siehe Kapitel 4.1.2). Durch die plötzlich frei gewordenen zeitlichen Ressourcen, suchten sie nach einer neuen Beschäftigung. Dabei war es vielen wichtig, etwas Sinnvolles zu tun und anderen mit ihrer Arbeit helfen zu können.

„Es fallen dann auch Kleinigkeiten an (...) und die Leute freuen sich überhaupt. Sehr oft ältere Leute, (...) na die freuen sich dann wahnsinnig. Oder es gibt ja immer Kleinigkeiten zu besorgen (...) vor zwei Wochen war das ein Herr, der Probleme mit dem Zahnfleisch hat. Der verträgt nur eine bestimmte Zahnpasta, die nur in der Apotheke. Nur die Apotheke ist vis a vis. Bin in die Apotheke gegangen. Könnte sonst niemand machen.“ (IP 10, Z. 111-122)

Die Freiwilligenarbeit dient außerdem der Befriedigung der eigenen Vorstellungen und Wünsche, etwas zu tun und aktiv zu sein. In diesem Zusammenhang hat man darüber hinaus als „Triebmotor“ die Möglichkeit, Entwicklungen einerseits anzukurbeln und andererseits die Richtung derselben zu verändern (vgl. IP 7, Z. 528-532). Auch die Tatsache, dass man durch

die Freiwilligenarbeit eine Rolle bzw. eine Aufgabe hat und im eigenen Tun wichtig ist, war für die Entscheidung eine freiwillige Tätigkeit auszuüben relevant.

„Wenn Sie mich fragen, warum ich das mache – eigentlich ein bisschen auch, will ich mich wichtig machen. Das kann man schon so ausdrücken.“ (IP 5, Z. 89-91)

Die Organisationen selbst spielen in der Entscheidung für eine Tätigkeit lediglich eine geringe Rolle. Meist geht es bei der Entscheidung für oder gegen ein Engagement um ein Projekt bzw. den Bereich, in dem die Interviewten tätig sein wollen. Gesucht wird danach allerdings vor allem bei den Interviewten bereits bekannten Organisationen, die sich aufgrund ihrer Größe oder Präsenz im Alltag allgemein einen Namen gemacht haben. Hier gibt es offenbar ein Vertrauen, dass diese eine gute Möglichkeit darstellen, sich freiwillig zu engagieren.

Die Freiwilligenarbeit bietet aber auch eine gute Gelegenheit, die eigenen Fähigkeiten einbringen zu können. So haben einige Interviewpartnerinnen und Interviewpartner bei ihrer freiwilligen Tätigkeit die Möglichkeit ihr Wissen und ihre Expertise, die sie in ihrem beruflichen Leben erworben haben, anzuwenden. Auf die Abgrenzung zwischen der beruflichen und der freiwilligen Tätigkeit wurde bereits in Kapitel 4.1 Bezug genommen.

Vor allem die Beendigung von freiwilligen Engagements hat bei zwei weiblichen Interviewpersonen dazu geführt, sich mit dem Gewissen und mit vermeintlichen Vorwürfen zu beschäftigen. Beide führen Argumente an, dass ihnen nichts vorzuwerfen sei, dass sie der freiwilligen Tätigkeit nicht länger nachgehen können und wollen. Eine Interviewpartnerin, die einige ihrer ersten freiwilligen Tätigkeiten beendet hat, weil ihr diese nicht gefallen haben oder weil sie mit einzelnen Aspekten unzufrieden war, betont, dass sie kein schlechtes Gewissen habe, weil sie in ihren aktuellen freiwilligen Engagements zwei Tätigkeiten, die sie sehr schätzt ausübe, aktiv etwas tue und nicht mehr machen könne (vgl. IP 9, Z. 124-125). Die Beendigung der freiwilligen Aufgaben ist ihr dennoch schwergefallen:

„Da habe ich dann aufgehört was mir nicht leicht gefallen ist, weil ich bin an sich ein sehr pflichtbewusster Mensch und wenn ich mich auf was einlasse, dann möchte ich die Leute auch nicht im Stich lassen, aber dann kommt bei mir ein Punkt, wo ich so einen Rappel krieg und dann, und das hat dann für die anderen auch keinen Sinn“ (IP 9, Z. 496-500)

Geld bzw. monetäre Abgeltung der freiwilligen Tätigkeit spielt für die Interviewten keine Rolle und wird eher als abschreckend und negativ betrachtet. Eine Interviewpartnerin könnte pro

freiwilligem Einsatz einen bestimmten Betrag als Aufwandsentschädigung berechnen, tut das aber nicht mehr seit sie weiß, dass sie es auch verweigern kann und begründet dies damit, dass sie sozial engagiert sei und diese Arbeit aufgrund des Anliegens und nicht des Geldes wegen mache (vgl. IP 1, Z. 580-581). Der Gegenwert von zwei Fahrscheinen der Wiener Linien, den Freiwillige in einer anderen Organisation erhalten, wird von vielen wieder an die Organisation gespendet, da diese ohnehin eine Jahreskarte besäßen und das Geld lieber für Anschaffungen der Organisation zur Verfügung stellen (vgl. IP 7, Z. 511-516).

Die Freiwilligenarbeit selbst wird von allen Interviewten sehr geschätzt und gewürdigt. Zum Abschluss eines Interviews fasst einer meiner Gesprächspartner seine Freiwilligenarbeit folgendermaßen zusammen:

„Ich muss ehrlich sagen für mich ist diese Tätigkeit eine der schönsten Zeiten in meinem Leben. Ich wüsste gar nicht was ich jetzt, wo meine Frau schon so lange tot ist, ich wüsste nicht was ich machen könnte was Vernünftiges. Ich bin an Kultur sehr interessiert, gehen, man kann nicht immer rennen. Man wird auch älter das schränkt auch ein bisschen ein. (...) Ich brauche auch kein Geld. (...) Die Ehrenamtlichen sind einfach wie ein Vogerl, wie ein Schmetterling. Frei und trotzdem gebunden, das ist das Schöne daran“ (IP 8, Z. 993-1003)

4.2.3 Wertschätzung und Anerkennung

Die Interviewten erzählen in den Gesprächen, dass sie für ihre Arbeit Anerkennung erfahren und ihnen in unterschiedlichen Formen für ihren Einsatz gedankt wird. Doch was machen diese Wertschätzung und Anerkennung für die Interviewpersonen aus? Von wem erwarten sie diese und welche Rolle spielen Geschenke und öffentliche Ehrungen?

Die Anerkennung und die Dankbarkeit von jenen, die durch die Freiwilligenarbeit begünstigt werden, ist den Auskunftspersonen wichtig. Die wenigsten erwarten jedoch große Gesten, sondern sind zufrieden, wenn sich diejenigen, denen sie im Rahmen ihrer Tätigkeit helfen oder Unterstützung bieten, darüber freuen.

„Es kommt manches Mal zu einer Umarmung oder so zu einer ganz besonderen Geste der Dankbarkeit, aber das beruht auf Gegenseitigkeit.“ (IP 8, Z. 73-74)

Gleichzeitig erwartet der eben zitierte Interviewpartner keinen Dank, freut sich aber dennoch darüber.

„Was kann ich erwarten an Dank? (...) Ich mein außer, dass sie zufrieden sind und dass, also ich habe keine Erwartungshaltung, aber ich, trotzdem spüre ich, dass es sehr häufig wirklich ganz ganz ehrlich gemeint, die Leute kommen auch zurück und bedanken sich und ich finde das ist ausreichend, wenn sie kommen und wenn wir, wenn wir uns da verstehen wäre es nicht notwendig.“ (IP 8, Z. 133-138)

Vor allem für jene Interviewten, die außerhalb der Schule mit Schülerinnen und Schülern arbeiten bzw. viele unterschiedliche Menschen beraten, ist der „Erfolg“ ihrer Tätigkeit interessant. Hier fehlt allerdings das direkte Feedback, das man erhält, wenn man unmittelbar mit den Begünstigten arbeitet oder stärker in die Organisation eingebunden ist. Sie möchten gerne einen Fortschritt beobachten oder eine Bestätigung dafür erhalten, dass ihre Arbeit den Zweck erfüllt hat. Auch der langfristige Erfolg ihrer Tätigkeit liegt den interviewten Freiwilligen am Herzen. Der persönliche Dank vonseiten der Organisationen ist den wenigsten Interviewpersonen wichtig. Von den Organisationen wird nicht Lob, sondern Aufmerksamkeit bzw. Interesse bei Vorschlägen oder neuen Ideen seitens der Freiwilligen erwartet. Die Auskunftspersonen möchten ernst genommen und in ihren Tätigkeiten anerkannt werden. Respekt hat für sie mit „Begegnung auf Augenhöhe“ (IP 1, Z. 187) zu tun. Konstruktives Feedback zu und Interesse an den Tätigkeiten, die verrichtet werden, wird gewünscht. Auch das Eingehen auf Kritik wird verlangt.

„Auf höherer Ebene gibt es die Wertschätzung mehr oder weniger dann in Form irgendeines Papiers mit Dank und Anerkennung oder irgendeiner Beförderung zum weiß ich nicht was, die uns vor allem im älteren Bereich ziemlich wurscht sind. Was sollen wir damit? Weil wenn du das tausendste Papier eh schon hast und ja. Für mich würde Wertschätzung so ausschauen, dass die Herren einmal ganz einfach vorbeikommen und sagen ich will mir das einmal anschauen, was ihr da machts und danach sagen ja ok super, vielleicht könnte man was anderes machen oder vielleicht könnte man das oder jenes. Wieder das Gespräch suchen ja und sich die Realität anschauen.“ (IP 7, Z. 480-487)

Ein Interviewpartner spürt die Anerkennung, die er für seine Tätigkeiten bekommt, darin, dass er gehört wird. So sieht er beispielsweise ein Interview mit einem Fernsehsender sowie das Gespräch mit mir als Wertschätzung seiner Tätigkeit von jenen, die ihn für solche Aufgaben vorschlagen (vgl. IP 2, Z. 247).

Deutlich wird, dass Geld und teure Geschenke auf Ablehnung stoßen. Die Interviewten unterscheiden klar zwischen der profitorientierten Privatwirtschaft und Non-Profit-Organisationen. Gemeinsame Unternehmungen wie beispielsweise Freiwilligenausflüge, Weihnachtsfeiern oder Geburtstagsfeste und Seminare werden von den Interviewpersonen geschätzt und ebenfalls als Form der Anerkennung für die Leistungen der Freiwilligen gesehen.

Eine besonders wichtige Rolle, die von den Organisationen ausgefüllt wird, ist jene der Unterstützerin. Von einigen Organisationen wird Supervision für die Freiwilligen angeboten, um beispielsweise besonders belastende Situationen nachträglich noch einmal unter professioneller Anleitung aufzurollen und besprechen zu können. Die Supervision wird von den Interviewpersonen zwar teilweise besucht, entspricht aber selten ihren Vorstellungen. Obwohl die Supervision nicht besonders geschätzt wird, ist es den Interviewten sehr wichtig, dass sie eine Organisation hinter sich haben, die sie bei Fragen oder Problemen ansprechen können.

„Dass ich im Notfall jemanden hätte, dem ich mein Herz ausschütten kann, wenn mir etwas nicht passt. So wie voriges Jahr (...) Da habe ich ein Problem gehabt (...) und wir haben so ein Treffen, dass eben die [Freiwilligen eines bestimmten Bereichs, A.F.] (...) zusammenkommen (...) und da habe ich mein Herz ausgeschüttet, dass mir das so nicht passt und dass ich meine Sachen selber zusammensuchen muss und das eigentlich lieber [von der Institution, A.F.] (...) haben möchte und so weiter und die Koordinatorin (...) hat gesagt, na soll ich mit der [Leiterin, A.F.] (...) sprechen, habe ich gesagt nein, mach ich selber, nur selber hätte ich es nicht gemacht, aber das Gespräch über das Ganze und dann (...) aber solche Sachen auszusprechen ist wichtig, dass man mit jemandem bespricht das Ganze.“ (IP 2, Z. 401-413)

Von dieser Unterstützung berichten fast alle Interviewpersonen. Gleichzeitig betonen sie aber auch, dass sie diese kaum brauchen und nutzen, es bei ihnen aber ein gutes Gefühl erzeugt zu wissen, dass für den Fall, dass Hilfe benötigt wird, diese schnell und unkompliziert zur Verfügung steht. Doch nicht nur im Kontakt mit den Begünstigten und der Organisation erfahren die Auskunftspersonen Anerkennung und Unterstützung. Auch innerhalb der Gruppe der freiwillig Tätigen wird Wertschätzung empfunden.

Interessant ist, dass ein Interviewpartner, der zwischen Tätigkeiten, die er für sich macht und jenen, die er für das Anliegen selbst tut, eine klare Unterscheidung im Hinblick auf die erwartete Anerkennung zieht.

„Ich würde vielleicht singen ohne Anerkennung, weil mir das so wichtig ist, aber ich bin nicht sicher, ob ich [die gesellschaftspolitische Freiwilligenarbeit, A.F.] (...) machen würde ohne Anerkennung. Ich bin sogar fast sicher, dass ich es nicht machen würde.“ (IP 5, Z. 1032-1035)

Der Interviewpartner führt diese Unterschiede in der Relevanz der Anerkennung auf die bereits weiter oben erwähnten unterschiedlichen motivationalen Zugänge zurück.

„In erster Linie glaube ich bei [der gesellschaftspolitischen Freiwilligenarbeit, A.F.] (...) ohne Anerkennung glaube ich nicht, weil dort auch Sachen sind, die nicht so, also da jetzt auf der Straße stehen, in der Kälte und Zetteln verteilen und das ist ja nicht ganz das, was sozusagen, was mich glücklich macht (...) sondern ich mach es, weil ich es für wichtig halte, habe eine Befriedigung dabei, aber glücklich bin ich nicht.“ (IP 5, Z. 1076-1081)

Die Interviewten berichten über unterschiedliche motivationale Zugänge zur Freiwilligenarbeit. Sie wünschen sich eine Strukturiertheit des Alltags nach dem Ende der Erwerbsarbeit und im gesellschaftspolitischen Bereich, in dem manche davon tätig sind, steht das Motiv „weil es gesamtgesellschaftlich wichtig ist“ im Vordergrund. Auch der zwischenmenschliche Aspekt, der im Rahmen des freiwilligen Engagements berührt wird, ist relevant. Zwei alleinlebende Interviewpersonen erzählen beispielsweise, dass sie bei den Organisationen, in denen sie sich freiwillig engagieren, die Möglichkeit haben, mit anderen gemeinsam zu essen und dass sie dies sehr schätzen. Kurz vor oder nach der Pensionierung ist in den meisten Interviewten der Wunsch gereift, etwas mit der freiwerdenden Zeit zu tun. Wichtig war für sie, dass sie „etwas Sinnvolles“ tun. Wie diese (freiwillige) Beschäftigung aussehen soll, war vielen Auskunftspersonen klar, eine Interviewpartnerin besuchte die Freiwilligenmesse und zwei Gesprächspartner wurden von ihren Ehefrauen dazu motiviert, einer Freiwilligenarbeit nachzugehen. Die Organisation selbst war bei der Auswahl des freiwilligen Engagements nebensächlich. Wichtig war, dass es sich um eine bekannte und im Alltag der Interviewten präsente Einrichtung handelt. Die Tätigkeit, die ausgeführt werden sollte, stand aber klar im Vordergrund der Suche. Teure Geschenke oder eine monetäre Abgeltung der Arbeit wird von den Auskunftspersonen negativ bewertet. Sie betonen, dass die Tätigkeit freiwillig ausgeübt werde und dass sie dafür keine Geldleistung erwarten. Wertschätzung und Anerkennung wird vor allem von jenen erwartet oder besonders positiv gesehen, denen die Freiwilligenarbeit zugute kommt. Von den

jeweiligen Organisationen wird Lob und Dank nicht so positiv gesehen, hier wünschen sich die Interviewten eher Interesse an ihrer Tätigkeit und in diesem Zusammenhang konstruktives Feedback. Unterstützungsangebote der Organisationen werden allerdings sehr geschätzt, auch wenn diese kaum in Anspruch genommen werden.

4.3 Soziale Kontakte und Freiwilligenarbeit

Menschen verfügen in der Tradition Pierre Bourdieus, wie bereits in den Kapiteln zum theoretischen Hintergrund und dem Forschungsstand (siehe Kapitel 2.2.1) ausgeführt, über verschiedene Kapitalformen. Die Kapitalressourcen meiner Interviewpersonen habe ich bereits in Kapitel 3.3 behandelt. In diesem Kapitel liegt der Schwerpunkt daher nur noch auf dem sozialen Kapital der Interviewten.

Um den Teil der Forschungsfrage bezüglich der sozialen Kontakte und der sozialen Eingebundenheit beantworten zu können, habe ich mir in der Auswertung folgende Fragen gestellt: Welche sozialen Kontakte entstehen durch die Freiwilligenarbeit? Wie werden die sozialen Beziehungen, die im Rahmen der freiwilligen Tätigkeit entstehen, von den Interviewten beschrieben? Wie beschreiben die Seniorinnen und Senioren die Gruppe, in der sie freiwillig tätig sind? Worin sind sich diese Freiwilligen ähnlich und wie unterscheiden sie sich voneinander? Wie gehen die Interviewpersonen, die unterschiedliche Voraussetzungen bezüglich des Familienstandes haben (verheiratet versus geschieden/verwitwet/getrennt/ledig), an ihr freiwilliges Engagement heran und welche Erwartungen resultieren daraus an ihre Freiwilligenarbeit? Welche Unterschiede gibt es diesbezüglich zwischen Menschen mit unterschiedlicher sozialer Eingebundenheit?

4.3.1 Neue Kontakte, Freundschaften und Teamarbeit

Das Finden neuer Kontakte bzw. das Knüpfen von Freundschaften stand bei den Interviewten nicht im Vordergrund, als sie sich für eine Freiwilligenarbeit entschieden haben. Dennoch haben die meisten Interviewpersonen im Zuge ihrer Freiwilligenarbeit neue Menschen kennengelernt und durch diese neue Kontakte geknüpft. Es gibt aber nur einen Interviewpartner, der davon erzählt einen Freund bei seiner freiwilligen Tätigkeit gefunden zu haben. Bei den meisten anderen bleibt die Beziehung eher auf der Ebene von Bekanntschaften.

„Wir treffen uns einmal im Monat in einem Lokal auf zwei Stunden. Freundschaft ist zu hoch gegriffen. Gute Bekannte.“ (IP 2, Z. 391-392)

Die genaue Definition dieser Kontakte war für die meisten Auskunftspersonen schwierig.

„Ich tu mir da sehr schwer, weil für mich ist eine Freundin etwas ganz, ich habe da einen ganz eng gefassten Begriff. (IP 9, Z. 419-420)

Eine Interviewpartnerin hat für diese Art der Freundschaft eine eigene Bezeichnung gefunden, die in Verbindung zur Tätigkeit steht, der sie in ihrer Freiwilligenarbeit nachgeht. Trotzdem beschreibt sie, dass diese Freundschaften nicht nur die Arbeit, sondern auch die persönliche Ebene betreffen.

Diese Bekanntschaften treffen die Auskunftspersonen aber nur teilweise auch außerhalb der Organisation bzw. ihrer Freiwilligenarbeit, unabhängig vom freiwilligen Engagement. In manchen Fällen besteht der Kontakt ausschließlich, wenn sie gerade ihrer freiwilligen Tätigkeit nachgehen.

Vor allem die Freiwilligenausflüge oder gemeinsame Unternehmungen werden von den Interviewten als Möglichkeiten, neue Menschen kennen zu lernen oder mit anderen Freiwilligen zusammen zu kommen, beschrieben. Einig sind sich die meisten Interviewpartnerinnen und Interviewpartner, dass sie bei ihrer freiwilligen Tätigkeit interessante Menschen kennen lernen, mit denen sie sonst in ihrem Leben nicht zusammengekommen wären. Gewohnheiten oder alte Muster spielen dabei eine wichtige Rolle, wie an der Aussage einer Interviewpartnerin deutlich wird, die geschieden ist und keine Kinder hat.

*„Ich brauche viel Zeit für mich und bin ein Einzelkind und war 18 Jahre mit einem Mann verheiratet, der immer seine Ruhe haben wollte, also bin ich es gewohnt, ja, dass ich mich mit mir beschäftige, ja. Und das fehlt mir dann auch, wenn ich das nicht.“
(IP 1, Z. 336-339)*

Sie hat einige ausgewählte Freundinnen und beschreibt, dass sie im Moment auch keine weiteren Kapazitäten für neue Freundschaften habe (vgl. IP 1, Z. 658-660).

Wenige Interviewpersonen arbeiten direkt gemeinsam mit anderen Freiwilligen oder Angestellten der jeweiligen Organisation zusammen. Der Kontakt besteht vor allem, wenn sie sich beispielsweise nach der Freiwilligenarbeit in den einzelnen Bereichen zum Mittagessen treffen oder zwischen zwei Beratungsgesprächen niemanden zu betreuen haben. Dieser Kontakt hat also nicht direkt mit der jeweiligen freiwilligen Tätigkeit zu tun, sondern entsteht in deren Umfeld. Diese Interviewten wünschen sich aber auch keine Zusammenarbeit oder Kooperation mit

anderen. Zwei Männer bezeichnen sich trotz ihrer vielfältigen freiwilligen Engagements als Einzelgänger bzw. Einzelkämpfer.

„Was wirklich kompliziert sein kann, sage ich jetzt von der anderen Seite her, wenn Sie über eine Sache diskutieren und Menschen sind so schwerfällig (...). Das ist aber wieder, mit dem richtigen Team, ja ich mache gern Teamwork. Vor allem dann, wenn die machen, was ich will, aber ich weiß das schon, aber wenn die da noch und – so umständlich. Das erschwert, finde ich, die Arbeit, aber das ist nur bei ganz wenigen Sachen gegeben.“ (IP 6, Z. 824-829)

Bei jenen freiwilligen Tätigkeiten, wo tatsächlich eine Gruppe zusammenarbeitet und sich als Team versteht, stellt sich die Situation etwas anders dar. Hier erfolgt die Gruppeneinteilung nach Wochentagen, damit die anfallenden Aufgaben auch wirklich täglich erfüllt werden. So gibt es beispielsweise ein „Mittwochteam“ (IP 8, Z. 33) und eine „Freitaggruppe“ (IP 10, Z. 98). Von diesen beiden Interviewpersonen wird von einem engeren Verhältnis zwischen den Freiwilligen innerhalb der Gruppen berichtet als bei den anderen Interviewten.

„Es werden manchmal auch ein bisschen sagen wir private Probleme in die Gruppe hinein getragen, weil man weiß es wird nicht nach außen getragen, das bleibt in der Gruppe und, und manchmal hat man selber auch ein bisschen Probleme na und da ist es ganz nett, wenn man einen vertrauten Kreis hat, wo dann (...) auch ein bisschen eine Hilfestellung geboten wird, also das ist viel wert.“ (IP 10, Z. 473-478)

Der Kontakt zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Organisationen wird teilweise wichtiger eingeschätzt als jener zu anderen Freiwilligen. Hier wird deutlich, dass sich die Angestellten offenbar sehr um die Freiwilligen bemühen und diese Beziehungsarbeit als Teil ihrer beruflichen Aufgabe gesehen wird (vgl. IP 2, Z. 395). Ein Interviewpartner musste beispielsweise aufgrund einer Operation wochenlang pausieren und konnte seinem wöchentlichen Dienst nicht nachgehen.

„Eines Tages läutet es an der Tür, kommt ein junger Mann, und ich habe keinen Aufzug, kommt ein junger Mann die Stiegen herauf, denk ich mir den kenne ich nicht. Wurde von der Hauptamtlichen wurde der junge Mann geschickt mit einem Strauß Blumen. Also ich war wirklich gerührt (...) mit einem kleinen Dankeschreiben von allen, mit Glückwünschen für die Genesung, also das war ganz toll.“ (IP 8, Z. 674-679)

Diese Unterstützung durch die Organisationen erfolgt also nicht nur auf der rein professionellen Ebene, wie im Kapitel 4.2.3 ausgeführt, sondern geht darüber hinaus. Diese persönliche Ebene wird auch dann sichtbar, wenn die Interviewten davon sprechen, dass für eine gelungene Zusammenarbeit mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Organisation oder anderen Freiwilligen „die Chemie“ stimmen müsse (vgl. IP 1, Z. 303; IP 7, Z. 367).

Doch nicht nur mit den Freiwilligen und bei der Organisation angestellten Ansprechpersonen stehen die Interviewten in Kontakt. Bei ihrer Freiwilligenarbeit kommen sie mit anderen Menschen, denen ihre Arbeit zugutekommt, zusammen. Das ist für viele Interviewpartnerinnen und Interviewpartner der wichtigste Aspekt, bei dem Beziehungen zu anderen hergestellt oder aufgebaut werden. So versucht ein Interviewpartner über das Verschenken von Zigaretten in „richtigen Kontakt“ (IP 8, Z. 72) mit jenen zu treten, denen er im Rahmen seiner freiwilligen Tätigkeiten hilft.

„aber die Zigarette hat einen anderen positiven Effekt (...) Man grüßt sich zwar kurz [während der freiwilligen Tätigkeit, A.F.], aber da stehen sie Schlange und haben nicht viel Zeit (...) aber dieser eine Augenblick, den Leuten die Zigarette zu geben und sie anzuschauen, also das war immer wirklich ein Erlebnis und ist es heute noch.“ (IP 8, Z. 163-170)

4.3.2 Die Gruppen der Freiwilligen

In Kapitel 2.1.4 wurde bereits auf die allgemeinen Voraussetzungen der Freiwilligen bezüglich der finanziellen Situation und der höchsten abgeschlossenen Ausbildung eingegangen. In den Interviews spielten die anderen Freiwilligen, mit denen meine Auskunftspersonen ehrenamtlich tätig sind, auch eine Rolle. Dabei wurde auf Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Freiwilligen eingegangen.

„Gemeinsamkeiten sind sicher einmal die soziale Einstellung der Menschen, ja also das ist sicher etwas, was uns gemeinsam ist, weil sonst wären wir nicht da wahrscheinlich, ja also dass wir generell, sozial ganz anders eingestellt sind anderen Menschen gegenüber. Ansonsten von der beruflichen Seite kommen sie aus ganz unterschiedlichen Bereichen, da ist also nicht sehr viel gemeinsam, auch von den privaten Interessen her ist das total unterschiedlich.“ (IP 7, Z. 335-341)

Ähnlichkeiten stellen die Auskunftspersonen vor allem bezüglich der „sozialen Einstellung“ fest. So treffe man bei Fortbildungen oder anderen Treffen auf „Gleich- oder Ähnlichgesinnte“

(IP 3, Z. 131), die sich für andere interessieren. Verbindend dabei wirkt die gemeinsame Aufgabe, der sie nachgehen. Ein Interviewpartner, der unter anderem im Bereich der gesellschaftspolitischen Freiwilligenarbeit tätig ist, erzählt, dass er sich in der Runde anderer Freiwilliger nicht alleine in seiner Arbeit oder dem Vertreten seiner Überzeugungen sieht.

„Ich mache das gerne und ich sehe ja, dass es weitergeht und dass es einen Sinn macht und es ist eben schön unter Menschen zu sein, die ein ähnliches Weltverständnis haben (...) dieses Solidaritätsgefühl, das ist fast das Wichtigste bei so einem Treffen. Man ist nicht allein und nicht alle sind dagegen.“ (IP 4, Z. 415-419)

Ein anderer Interviewpartner, der sich ebenfalls gesellschaftspolitisch freiwillig engagiert, beschreibt die Stimmung in der Gruppe als „fast ein bisschen heimatlich“ (IP 5, Z. 199). Bezüglich der Einstellungen sind sich nicht nur meine Interviewpersonen, sondern auch, wie von ihnen berichtet, deren Kolleginnen und Kollegen ähnlich. Auch was die Bildung und die finanzielle Situation betrifft sind sich die Interviewpersonen einig. Ihre Kolleginnen und Kollegen gehören tendenziell dem Mittelstand an und haben im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung eher einen hohen formellen Bildungsgrad (vgl. IP 5, Z. 183; IP 7, Z. 351; IP 8, Z. 377; IP 10, Z. 447).

Unterschiede bestehen vor allem in Bezug auf den beruflichen Hintergrund und private Interessen und Hobbies. Jene Interviewten, die in Organisationen tätig sind, die sich auf einen bestimmten Bereich spezialisiert haben, heben die einheitliche Aufgabe, der im Rahmen der Freiwilligentätigkeit nachgegangen wird, hervor. Bei Freiwilligenarbeit, die bei Organisationen, die vielfältige Möglichkeiten des Engagements bieten, ausgeführt wird, stehen die persönlichen Unterschiede der Freiwilligen im Vordergrund. Diese Heterogenität wird aber als interessant und bereichernd empfunden.

„Vor allem man lernt interessante Leute kennen. Typen. Typen, mit denen man ganz einfach so normalerweise nicht zusammenkommen würde.“ (IP 2, Z. 386-387)

Die unterschiedlichen Gruppen von Freiwilligen und vor allem deren soziale Eingebundenheit werden im folgenden Kapitel näher behandelt.

4.3.3 Soziale Eingebundenheit der Interviewpersonen

Bei meinen Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern konnte ich Unterschiede in ihrer jeweiligen aktuellen sozialen Eingebundenheit feststellen. In diesem Zusammenhang zeigt sich auch eine unterschiedliche Einstellung hinsichtlich der Erwartung oder der Wahrnehmung ihrer Freiwilligenarbeit. Die forschungsleitende Frage in diesem Kapitel ist: Welche Unterschiede

bestehen hinsichtlich der sozialen Eingebundenheit der Freiwilligen und was bedeuten diese bezüglich der Erwartungen an die Freiwilligenarbeit?

Im Folgenden werden die Interviewten hinsichtlich ihrer aktuellen sozialen Eingebundenheit beschrieben und in ein Kontinuum eingeordnet. Detaillierte Fallvignetten, die ein umfassenderes Bild der einzelnen Auskunftspersonen ermöglichen, können im Anhang nachgelesen werden (siehe Kapitel 7.4). Die Beschreibung folgt nicht dem chronologischen Ablauf der Interviews, sondern der Logik von geringer zu hoher sozialer Eingebundenheit.

Festzuhalten ist, dass es sich bei der folgenden Einteilung um eine vorläufige bzw. der aktuellen Situation entsprechenden handelt, wobei sich diese Einschätzung grundsätzlich verändern kann. Wenn jemand beispielsweise aktuell über wenige soziale Kontakte verfügt, ist es immer möglich, neue Menschen kennen zu lernen, mit denen der Kontakt intensiviert wird und so neue soziale Beziehungen entstehen. Der familiären Situation kommt eine hohe Gewichtung zu, da diese – wie in Kapitel 2.4 und 3.3 ausgeführt – einen besonderen Stellenwert einnimmt.

IP 1 ist geschieden, hat weder Kinder noch Geschwister und ihre Mutter, das einzige leibliche Familienmitglied, von dem sie im Interview erzählt, ist vor Jahren verstorben. Sie pflegt nur wenige Freundschaften, da sie viel Zeit für sich braucht. Der Kontakt zu anderen Freiwilligen interessiert sie wenig, aber zu den Angestellten einer Organisation, in der sie sich freiwillig engagiert, hat sie eine enge Beziehung.

„Mit den Hauptamtlichen, ich sag immer so, (...) das ist meine Familie, also weil meine Familie mag ich nicht und eine Familie braucht man, also habe ich mir jetzt eine gesucht.“ (IP 1, Z. 316-318)

Problematisch werden diese fehlenden Kontakte vor allem rund um Feiertage oder in den Sommerferien, wenn die Angebote oder Kurse normalerweise pausieren. In diesem Fall ist der Kontakt mit anderen Menschen im Zusammenhang mit der freiwilligen Tätigkeit besonders wichtig.

„Wir haben es [den Kurs, A.F.] auch den ganzen Sommer durchgemacht, auf meine Initiative und auch über die Feiertage, weil die Leute einfach in ein tiefes Loch fallen (...) weil das einfach wichtig ist, weil die Welt hört ja nicht auf, nur weil die Feiertage sind. Und da gibt es eh so viele Tage, wo die Leute nichts anfangen können und da wäre es schon wichtig, wenn man das durchmacht.“ (IP 1, Z. 431-438)

IP 10 ist ledig, hat keine Kinder und wohnt alleine. IP 8 ist verwitwet, hat wenig engen Kontakt zu seinen (Stief-) Kindern und wohnt, obwohl er eine Freundin hat, ebenfalls alleine. Auch hier

sind die Voraussetzungen in Bezug auf die familiäre soziale Eingebundenheit also eher schlecht. Bei diesen beiden Interviewten wird die Relevanz der Gruppe, mit der sie sich regelmäßig bei ihrer Freiwilligenarbeit treffen, deutlich. Beide sprechen von einem „Team“ bzw. einer „Gruppe“, der sie angehören und erzählen, dass sie innerhalb dieses Kreises auch privaten Kontakt pflegen und die Möglichkeit haben, Probleme mit diesen Menschen zu besprechen. Die Gruppe, in der diese Interviewpersonen freiwillig tätig sind, hat für sie einen besonderen Stellenwert.

IP 5 bewohnt sein Zimmer in einer betreuten Seniorenwohngemeinschaft alleine und lebt getrennt von seiner Frau. Zu seinem Sohn hat er ein gutes Verhältnis, von seinen Töchtern erzählt er im Interview sehr wenig. Für ihn ist die Gruppe der Freiwilligen bei einer seiner freiwilligen Tätigkeiten ebenfalls grundsätzlich wichtig. Besonderen Stellenwert genießen allerdings ein Freund, den er dort gefunden hat sowie eine Frau, die er bereits seit seiner Studierendenzzeit kennt. IP 9 ist verheiratet und hat zwei Söhne. Bei ihrer freiwilligen Tätigkeit ist es ihr wichtig, „Teil einer großen Gruppe“ (IP 9, Z. 32) zu sein. Über diese Freiwilligenarbeit hat sie viele neue Menschen kennengelernt und einige Freundinnen gewonnen, mit denen sie auch privat Kontakt hat. Die Gruppe tritt bei diesen beiden Interviewten also etwas in den Hintergrund und einzelne Kontakte zu anderen Freiwilligen werden hervorgehoben. Dennoch spielt bei diesen beiden Interviewpersonen die Gruppe als solche, der sie sich im Großen und Ganzen zugehörig fühlen, eine Rolle.

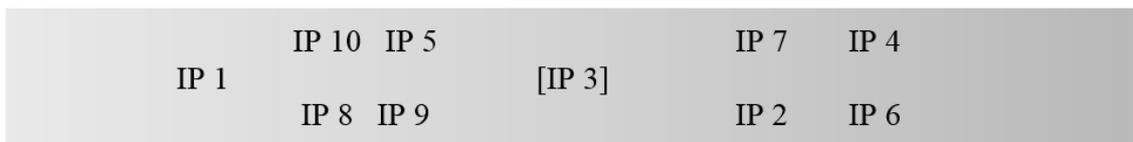
IP 7 ist verheiratet und hat drei Kinder sowie zwei Enkelkinder. Sie hat im Rahmen ihrer freiwilligen Tätigkeit eine ehrenamtliche Funktion inne und trägt damit in ihrer Freiwilligenarbeit mehr Verantwortung als die anderen Interviewten. Ihr Verhältnis zu jenen Freiwilligen, mit denen sie enger zusammenarbeitet, beschreibt sie als freundschaftlich. IP 2 hat zwei Kinder und drei Enkelkinder. Er ist verheiratet und spricht sehr liebevoll über seine Frau. Während seiner Freiwilligenarbeit hat er zwar neue Menschen kennengelernt, Freundschaften sind dadurch aber nicht entstanden. IP 2 erzählt von einem etwa zweistündigen monatlichen Treffen mit einer Gruppe aus dem Umfeld der Freiwilligenarbeit in einem Lokal, beschreibt diese aber als gute Bekannte, da Freundschaft zu hoch gegriffen sei (vgl. IP 2, Z. 392). Diese beiden Interviewten kommen jeweils bei ihrer Freiwilligenarbeit mit anderen Menschen zusammen und schätzen diesen Kontakt grundsätzlich, er spielt aber für ihre Leben, abgesehen von den freiwilligen Tätigkeiten, kaum eine Rolle.

IP 4 ist verheiratet, hat drei Söhne und ein Enkelkind. Seine Kinder trifft er regelmäßig und das Verhältnis zu ihnen ist gut. Er ist an zusätzlichen sozialen Kontakten kaum interessiert, da er „in der Richtung auch überhaupt keinen Bedarf“ (IP 4, Z. 359) hat, freut sich aber, wenn er bei einem Freiwilligenausflug oder einer ähnlichen Veranstaltung unverbindlich interessante Menschen kennenlernt. IP 6 ist verheiratet und verbringt seine Zeit sehr gerne mit seiner Frau. Er hat drei Kinder und sieben Enkelkinder, zu denen er viel Kontakt hat. An zwei Nachmittagen pro Woche kümmert er sich beispielsweise um seine Enkelkinder. Er hat bei seinen freiwilligen Engagements neue Bekanntschaften gemacht; ein engerer Kontakt ist allerdings nicht entstanden. Er macht etwa ein bis zwei Mal pro Monat Nachtdienst bei einer Organisation.

„[W]obei ich mich aber privat mit denen nicht treffe, aber wenn ich sie dort treffe, dann gibt es immer, es ist immer recht lustig und gerade im Nachtdienst. (...) das fängt stark an, da haben beide zu tun und gegen Mitternacht sind manchmal ein bisschen Lücken und da kommen manchmal Kolleginnen Kollegen rüber, nicht, da lässt man die Türe offen und solange [es nichts zu tun gibt, A.F.] (...), kann man plaudern. Das geschieht, manche machen das. Ich mache das normalerweise nicht, es sei denn es ist jemand, mit dem ich mich besonders gut verstehe.“ (IP 6, Z. 737-744)

Diese beiden Interviewpartner haben sehr viele soziale Kontakte und formulieren dies auch in den Interviews so. Wenn sie bei ihrer Freiwilligenarbeit mit anderen in Kontakt kommen, freuen sie sich zwar, wenn sie dabei interessante Menschen kennenlernen, der Kontakt bleibt jedoch in aller Regel sehr lose und geht nicht über das freiwillige Engagement hinaus.

IP 3 hat in diesem Fall eine Sonderstellung inne. Sie ist verheiratet und kinderlos, erwähnt im Interview eine Freundin, geht auf diese aber nicht näher ein. Daher ist sie im Mittelfeld des Kontinuums platziert. Aktuell steht sie ganz am Anfang ihrer Freiwilligenarbeit und ist noch dabei, ihre Pension zu strukturieren. Welche Rolle andere Freiwillige oder Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Organisation spielen werden und ob sich hier Freundschaften oder Bekanntschaften entwickeln werden, bleibt abzuwarten. Eine Einschätzung, welche Erwartungen sie an die soziale Komponente der Freiwilligenarbeit knüpft und ob sie diesen auch entsprechen, kann also zum aktuellen Zeitpunkt nicht vorgenommen werden.



geringe soziale Eingebundenheit

hohe soziale Eingebundenheit

Abbildung 5: Kontinuum der sozialen Eingebundenheit

Abbildung 5 stellt das Kontinuum der sozialen Eingebundenheit dar. Die zehn soeben beschriebenen Interviewpersonen wurden darin entsprechend ihrer sozialen Kontakte, die sie im Interview erwähnt haben, eingeordnet. Gute familiäre Kontakte werden, wie in Kapitel 2.4 bereits ausgeführt, als starke Bindungen (vgl. Hillmann 2007, S. 823) bzw. als essentieller Teil der sozialen Partizipation (vgl. Fuchs-Heinritz et al. 2011, S. 500) gesehen und in der Evaluation der sozialen Eingebundenheit daher besonders berücksichtigt. Bei dieser Grafik handelt es sich um eine Einschätzung zum Zeitpunkt der Interviews. Es muss dabei berücksichtigt werden, dass diese Einordnung auf Basis des Erzählten vorgenommen wurde und nicht letztgültig sein muss, da sich die soziale Eingebundenheit prinzipiell verändern kann.

Es zeigen sich über dieses in Abbildung 5 dargestellte Kontinuum hinweg Unterschiede bezüglich der Kontakte zu einzelnen anderen Freiwilligen, zur gesamten Gruppe oder zu den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der jeweiligen Organisation. Bei Interviewpersonen, die eine geringe soziale Einbindung haben, da sie wenig familiäre Kontakte haben, alleine wohnen, kinderlos sind oder wenig Kontakt zu ihren (Enkel-) Kindern haben, wird deutlich, dass soziale Kontakte vor allem im Rahmen ihrer freiwilligen Tätigkeit entstehen. Hier ist die Relevanz der Gruppe im Gesamten oder von einzelnen anderen Freiwilligen bzw. Angestellten der Organisation groß. Von diesen Auskunftspersonen wird der menschliche Kontakt, der im Zuge der Freiwilligenarbeit entsteht, bzw. das „Zwischenmenschliche“ besonders geschätzt. Eine Interviewpartnerin, die nach eigenen Angaben selbst keine Familie hat, kompensiert dieses Fehlen mit der engen Beziehung zu den Angestellten der Organisation, in der sie freiwillig tätig ist. Sie befindet sich an jenem Ende des Kontinuums, an dem die soziale Eingebundenheit (eingeschätzt unter anderem anhand der familiären Bindungen) gering ist. Zwei weitere interviewte Freiwillige leben jeweils alleine. Der Kontakt zu den Kindern, sofern diese vorhanden sind, wird als nicht besonders eng und herzlich beschrieben. Bei diesen beiden Interviewten wird die Relevanz der gesamten Gruppe deutlich. Für sie ist das Team, in dem sie freiwillig arbeiten, essentiell und sie fühlen sich diesem auch zugehörig. Einzelne Gruppenmitglieder werden von diesen Interviewten nicht hervorgehoben oder gesondert erwähnt. Je weiter man im Kontinuum in Richtung der hohen sozialen Eingebundenheit geht, wird deutlich, dass die familiären

Kontakte zunehmen und enger werden; gleichzeitig wird die Relevanz der Gruppe der Freiwilligen geringer. Bei zwei anderen Interviewpersonen, die von einem besseren Verhältnis zu ihren Kindern erzählen, ist die Eingebundenheit in eine Gruppe ebenfalls wichtig, wobei aber nicht alle Mitglieder den gleichen Stellenwert haben. Einzelne Personen werden im Interview in den Vordergrund gerückt. Zwei weitere Auskunftspersonen sind verheiratet und leben jeweils gemeinsam mit der Partnerin bzw. dem Partner. Beide Interviewten haben Kinder und Enkelkinder. Sie sehen in den Menschen, mit denen sie freiwillig tätig sind vor allem gute Bekannte, erwähnen aber keine anderen Freiwilligen ausdrücklich, mit denen sie sich besonders gut verstehen. Bei jenen Interviewten, deren soziale Eingebundenheit höher ist, wird der Aspekt der von „Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen“ (Bourdieu 1983, S. 190–191) augenscheinlich. Jene, die bereits in der Familie oder im Bekanntenkreis über viele Kontakte verfügen, haben wenig freie Ressourcen, um neue Freundschaften zu schließen. Am anderen Ende des Kontinuums, an dem die soziale Eingebundenheit hoch eingeschätzt wird, befinden sich wieder zwei Interviewte. Diese Interviewpartner sind beide verheiratet, berichten über ein gutes Verhältnis zu ihren (Enkel-) Kindern und betonen beide im Interview, dass sie bei ihrer Freiwilligenarbeit nicht auf der Suche nach neuen Kontakten seien, da sie bereits in ihrem persönlichen Umfeld genügend soziale Kontakte hätten. Diese Auskunftspersonen schätzen zwar Bekanntschaften, die sich bei der Freiwilligenarbeit ergeben, erwarten aber nicht, dort neue Freundschaften zu knüpfen.

Bei den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern, die über nicht so viele oder starke familiäre Bindungen verfügen, nehmen Kontakte, die im Rahmen des freiwilligen Engagements geknüpft werden, einen höheren Stellenwert ein, weil dieses Fehlen dadurch kompensiert werden kann. Die Interviewten, die über eine hohe soziale Eingebundenheit verfügen schätzen ihr ehrenamtliches Engagement deshalb nicht weniger, sondern sie erwarten davon etwas anderes. Während für jene mit geringer sozialen Einbindung der Kontakt mit anderen Freiwilligen und die Gruppe der freiwillig Tätigen im Fokus steht, ist diese für jene mit hoher sozialer Eingebundenheit nicht so interessant. Veranstaltungen, die Organisationen für ihre Freiwilligen anbieten, werden zwar besucht, darüberhinaus haben sie aber keinen Kontakt mit anderen Freiwilligen. Bezüglich der sozialen Merkmale über die familiäre Situation hinaus (Alter, Ausbildung, finanzielle Situation, Geschlecht) sind keine Unterschiede bei den Interviewpersonen festzustellen.

Das Finden oder Knüpfen neuer Kontakte bzw. Freundschaften war kein Motiv der Interviewten, eine Freiwilligenarbeit zu beginnen. Dennoch ergeben sich im Rahmen des ehrenamtlichen Engagements soziale Kontakte, die meist als Bekanntschaften beschrieben werden. Diese Beziehungen seien den Angaben der Auskunftspersonen zufolge aber nicht eng genug, um diese als Freundschaften zu bezeichnen. Freiwilligenausflüge und ähnliche Veranstaltungen sind eine gute Möglichkeit, um informell und niederschwellig neue Menschen kennenzulernen. Die Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner führen ihre freiwillige Tätigkeit meist alleine aus und kommen dabei nicht mit anderen Freiwilligen oder mit Angestellten der Organisationen zusammen. Bei jenen Interviewten, die von einer Arbeit in Gruppen berichten, die aus organisatorischen Gründen notwendig sind, entsteht ein Gruppengefühl. Ähnlichkeiten zu anderen Freiwilligen sehen meine Auskunftspersonen vor allem bezüglich der „sozialen Einstellung“ sowie der finanziellen Situation und des Bildungsgrads, die überdurchschnittlich gut bzw. hoch seien.

5. Zusammenführung und Diskussion der Ergebnisse

Ziel dieser Arbeit war es, die individuellen Gründe und Motive für formelle Freiwilligenarbeit von Seniorinnen und Senioren in Wien zu erheben. Außerdem wurde in den vorhergehenden Kapiteln erarbeitet, welche sozialen Kontakte bei der Freiwilligenarbeit entstehen und welche Erwartungen Freiwillige, die über eine unterschiedlich starke soziale Eingebundenheit verfügen, an ihre Freiwilligenarbeit haben.

Im zweiten Kapitel habe ich einerseits den aktuellen Stand der Forschung zum Thema Freiwilligenarbeit mit einem Schwerpunkt auf ältere Menschen dargestellt. Andererseits habe ich den theoretischen Hintergrund, in den die vorliegende Arbeit eingebettet wurde, aufgezeigt. Vor allem das soziale Kapital nach Bourdieu (1983) und Austauschtheorien nach Stegbauer (2011) und Blau (2005) standen dabei im Mittelpunkt, da Freiwillige im Rahmen ihrer Freiwilligenarbeit fast immer mit anderen Menschen in Austausch kommen und sich dieser als lohnend erweisen muss, um aufrecht erhalten zu werden. Im dritten Kapitel wurde die methodische Herangehensweise, das problemzentrierte Interview sowie die Auswertung nach Witzel (1982, 1985, 2000) erläutert. In diesem Kapitel habe ich außerdem die praktische Umsetzung der Methode ausführlich dargestellt (siehe Kapitel 3.3) sowie eine methodische Reflexion vorgenommen, bevor in Kapitel 4 die Ergebnisse der Auswertung formuliert wurden.

Nach der Darstellung der Ergebnisse in Kapitel 4 werden diese nun im Sinne einer Verknüpfung von Theorie und Empirie abschließend diskutiert. Das formelle freiwillige Engagement der Interviewpersonen wird mit den Kapitalformen Pierre Bourdieus (1983) verbunden und in die Austauschtheorien eingebettet. Ein Schwerpunkt wird dabei auf dem sozialen Kapital und der sozialen Eingebundenheit der Interviewten und deren Interpretation liegen. Zum Schluss folgen mein Resümee und ein Ausblick für mögliche weitere Forschungen zu diesem Thema.

5.1 Engagement der Seniorinnen und Senioren

Die Gründe, warum sich Menschen über 60 Jahren freiwillig engagieren sind, wie in Kapitel 2.1.6 gezeigt, laut Pass et al. (2015b) unter anderem weil die Tätigkeit „Spaß macht“, die Freiwilligen anderen Menschen damit helfen wollen, die Freiwilligenarbeit die Möglichkeit bietet, die eigenen Fähigkeiten und Kenntnisse einzubringen und das Engagement dabei hilft, aktiv zu bleiben. Die ersten drei Motive wurden von meinen Interviewpersonen ebenfalls angeführt (siehe Kapitel 4.2). Aktiv zu bleiben wurde nicht genannt, was auch daran liegen kann, dass

alle zehn Interviewpersonen in ihrem Alltag generell sehr aktiv sind und ihnen dieser Aspekt daher nicht bewusst ist.

Vor allem die Freude und das Interesse an der Tätigkeit sind für die Interviewten wichtig. More-Hollerweger und Rameder (2009) kommen in ihrer Studie zur Freiwilligenarbeit von älteren Menschen zu dem Schluss, dass das Motiv, mit dem eigenen freiwilligen Engagement etwas für das Gemeinwohl zu tun, bei den über 80- Jährigen stärker vertreten ist, als bei den jüngeren Altersgruppen. Dieser Umstand kann anhand der vorliegenden Transkripte nicht bekräftigt werden. Was allerdings bemerkenswert erscheint ist, dass das Motiv, etwas für die Allgemeinheit zu tun, nur von jenen Interviewpartnern angeführt wird, die gesellschaftspolitische Freiwilligenarbeit leisten. Auskunftspersonen, die in einem anderen Bereich ehrenamtlich tätig sind, geben allerdings an, dass sie anderen mit ihrer Freiwilligenarbeit helfen möchten. Dabei stehen aber einzelne Individuen im Fokus, nicht die Gesellschaft im Allgemeinen. Hier ist eine spannende Ambivalenz zu sehen: die Freiwilligen wollen etwas tun, das über ihren eigenen Nutzen hinausgeht, der in der vorherrschenden Marktwirtschaft einen besonderen Stellenwert inne hat. Gleichzeitig sind sie aber über die Anbindung an die Organisationen, die sich am ökonomischen System und dessen Grenzen orientieren (müssen), Teil dieser Marktlogik. Dies kann möglicherweise zu Auseinandersetzungen führen, die in weiterer Folge die Freiwilligen-Organisationen bzw. die Zweige der Non-Profit-Organisationen, die mit Ehrenamtlichen arbeiten, innovieren. Dieses Potential wird in Kapitel 5.3 näher diskutiert.

Die sozialen Kontakte, die bei der Ausübung der Freiwilligenarbeit entstehen, sind kein Motiv, um ein ehrenamtlichen Engagement zu beginnen. Zwei Interviewpartner bezeichnen sich sogar als „Einzelkämpfer“ bzw. „Einzelgänger“. Die meisten Auskunftspersonen arbeiten bei ihrer freiwilligen Tätigkeit nicht mit anderen Freiwilligen oder Angestellten der Organisationen zusammen. Die sozialen Kontakte kommen eher vor oder nach dem jeweiligen Engagement zustande. Obwohl die Freiwilligen also an eine Organisation angebunden sind, führen sie ihr ehrenamtliches Engagement größtenteils alleine aus.

More-Hollerweger und Rameder (2009) kommen zu dem Schluss, dass die eigene Gesundheit eine hohe Relevanz für die Ausübung von freiwilligen Tätigkeiten hat. Aus diesem Grund wurden die Interviewten im Kurzfragebogen um eine Einschätzung ihrer Gesundheit im Allgemeinen gebeten. Die gesundheitlichen Voraussetzungen sind bei den meisten Interviewten, wie in Kapitel 3.3 ausgeführt, gut. Spannend ist die Unterscheidung zwischen der Gesundheit und dem Befinden, die ein Interviewpartner vornimmt. Hier wird ersichtlich, dass jene Freude, die die

Interviewten bei ihrem freiwilligen Engagement empfinden, ebenfalls mit dem Wohlbefinden zu tun hat, und dieses verbessert, auch wenn die körperliche Gesundheit schlecht ist. Ob und in welchem Maße die Freiwilligenarbeit einen Einfluss auf die Gesundheit hat, wie in zahlreichen Untersuchungen postuliert wird (vgl. Anderson et al. 2014; Corporation for National and Community Service, Office of Research and Policy Development 2007; Detollenaere et al. 2017; Pass und Hofer 2015), kann anhand der Interviews nicht beurteilt werden.

Mit dem Ausstieg aus dem Erwerbsleben und dem Beginn der nachberuflichen Phase, kommt es nach More-Hollerweger und Rameder (2009) zu einem Rollenverlust (siehe Kapitel 2.1.7). Rollen, die jahre- oder jahrzehntelang ausgefüllt wurden, fallen durch die Pensionierung weg und dadurch wird plötzlich in der Regel relativ viel Zeit frei, die es neu zu füllen gilt. Obwohl in der Literatur allgemein der Rollenverlust durch die Pensionierung und daraus resultierende Probleme eher Männern zugeordnet wird, thematisieren vor allem die Interviewpartnerinnen die Rolle der Pensionierung und die dadurch verlorene Struktur des Alltags in den Interviews. Die Freiwilligenarbeit bietet hier eine Kompensationsmöglichkeit, um trotz Pensionierung wichtig zu sein und einen Arbeitsplatz sowie eine klare Zugehörigkeit zu haben (siehe Kapitel 4.1.2). Bei einem Interviewpartner, der vor seiner Pensionierung als Professor an einer Universität tätig war, ist diese Abgrenzung von Beruf und Freiwilligenarbeit nicht so trennscharf vorzunehmen. Er empfand die Pensionierung zwar als zeitliche und geistige Entlastung; dieses Freiwerden von Ressourcen wurde aber nicht als negativ oder potentiell unangenehme Strukturlosigkeit, sondern als Chance gesehen, um andere Interessen zu verfolgen, denen er bisher aufgrund von familiären und beruflichen Verpflichtungen nicht in dem Ausmaß nachgehen konnte. Möglicherweise liegt das auch daran, dass er in seiner Tätigkeit an der Universität schon relativ autonom war und bereits dort seinen fachlichen Interessen nachgehen konnte.

Die Reziprozität (Stegbauer 2011) spielt für die Interviewten eine sehr geringe Rolle bei der Entscheidung für Freiwilligenarbeit generell oder der konkreten Auswahl der Tätigkeiten. In der ehrenamtlichen Arbeit selbst erleben sie diesen Austausch aber deutlich. Die Interviewpersonen erzählen alle, dass sie etwas im Austausch für ihre Freiwilligenarbeit erhalten. Dabei handelt es sich um unterschiedliche Formen des Austauschs. Einerseits werden Weiterbildungen und Seminare genannt, die – wenn man das wollte – mit einem Preis versehen werden könnten. Dieser könnte dann eindeutig mit geleisteten Stunden der Freiwilligenarbeit gegengerechnet werden. In diesem Fall kommt die Gegenleistung dem direkten Austausch sehr nahe und die Kurse könnten als Bezahlung für die geleistete Arbeit verstanden werden. Schlechter abbildbar wird die Reziprozität andererseits in den Fällen, wo die Interviewpersonen die durch

Freiwilligenarbeit gewonnenen sozialen Beziehungen und die Freude an der Arbeit als Gegenleistung für ihre Tätigkeit sehen. Auch die Tatsache, dass sie dadurch Struktur in der Pension erhalten kann nicht so einfach in Geldwert umgerechnet werden, wie beispielsweise der Preis für eine bestimmte Anzahl an Seminaren. Dennoch können diese Arten der Reziprozität eindeutig der direkten oder echten Reziprozität zugeordnet werden, bei der der Austausch auf direkten Beziehungen beruht (siehe Kapitel 2.3.1).

Gerecht ist dieser Austausch dann, wenn beide Tauschparteien die getauschten Güter oder Leistungen als zumindest äquivalent betrachten. Das gilt in diesem Fall für die Freiwilligenarbeit. Im Sinne von Blau (2005) kann bei der Freiwilligenarbeit aller Interviewpersonen von einem sozialen Austausch gesprochen werden, da die drei Voraussetzungen (Freiwilligkeit, subjektiv lohnenswerter Austausch und Relevanz der Auswirkung der Leistung für die Freiwilligen sowie Rationalität), wie in Kapitel 2.3.2 beschrieben, erfüllt sind. Die Interviewten betonen mehrmals die Freiwilligkeit ihres Engagements (siehe Kapitel 4.1.1) und grenzen diese klar von ihrer Erwerbsarbeit ab. Dass der Austausch im Rahmen der Freiwilligenarbeit von den Interviewten als lohnend gesehen wird, kann unter anderem mit dem Blick auf das Motiv Wertschätzung und Anerkennung (siehe Kapitel 4.2.3) postuliert werden. Auch die Rationalität, die der Freiwilligenarbeit zugrunde liegt, ist bei allen Interviewten gegeben.

More-Hollerweger (2014) konstatiert durch die Zunahme der Mobilität eine Abnahme traditioneller Bindungen (siehe Kapitel 2.1.3). Dies ist bei meinen Interviewten nicht zu sehen. Die Auskunftspersonen sind wie in Kapitel 3.3 dargestellt schon lange freiwillig tätig; dabei kam es zu sehr seltenen Wechseln der Organisationen. Die Beendigung ihrer freiwilligen Tätigkeit bei einer Organisation fällt den Interviewpersonen nicht leicht und resultiert eher in Rechtfertigungsstrategien, warum die Tätigkeit beendet wurde (siehe Kapitel 4.2.2).

Die Zielsetzung der Organisation ist für die Auswahl einer freiwilligen Arbeit nach Heuser (2005) nebensächlich. Er stellt außerdem fest, dass es den Freiwilligen nicht um die Tätigkeit selbst, sondern in erster Linie um die Verbundenheit mit anderen geht. Das zeigt sich bei den Interviewpersonen nur teilweise (siehe Kapitel 4.3.3). Es ist den Auskunftspersonen zwar nicht besonders wichtig in welcher Organisation sie mitarbeiten, die Art der Tätigkeit ist aber sehr relevant für sie und die Verbundenheit mit anderen Freiwilligen oder den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Organisation ist bei vielen meiner Interviewpersonen aufgrund der bestehenden sozialen Eingebundenheit in familiäre Kontexte nebensächlich (siehe Kapitel 4.3.3).

Aus den Interviews wird deutlich, dass die Push-Faktoren bei meinen Auskunftspersonen im Hinblick auf den Beginn ihrer freiwilligen Tätigkeit überwogen haben. Die Freiwilligenarbeit stellt für meine Interviewpartnerinnen und Interviewpartner in erster Linie eine Tätigkeit gegen etwas, in dem Fall Langeweile, und nicht unbedingt für etwas, beispielsweise das Kennenlernen neuer Menschen oder die Stärkung der sozialen Eingebundenheit dar. Die Pull-Faktoren werden von den Organisationen angeboten und deren Kommunikation kann sich, wenn die Push-Faktoren bekannt sind, an diesen orientieren.

5.2 Benefit des freiwilligen Engagements für Seniorinnen und Senioren

Die soziale Teilhabe der Interviewpersonen differiert, wie im Kapitel 4.3.3 im Kontinuum der sozialen Eingebundenheit (siehe Abbildung 5) detailliert ausgeführt wurde. Diese Nuancen der Eingebundenheit in das soziale Umfeld resultieren in unterschiedlichen Erwartungen an die sozialen Beziehungen, die bei der Freiwilligenarbeit entstehen. Während eine Interviewpartnerin die Gruppe der Freiwilligen als „vertrauten Kreis“ beschreibt, spricht ein anderer davon, nur selten den Kontakt zu anderen Freiwilligen zu suchen, wenn ihm diese besonders sympathisch seien (siehe Kapitel 4.3.1 und 4.3.3). Alle Interviewpersonen haben im Rahmen ihrer freiwilligen Tätigkeit mit anderen Menschen zu tun. Sowohl die Anzahl als auch die Intensität der Kontakte ist unterschiedlich, doch bei jedem beschriebenen freiwilligen Engagement kommt es zu einem Beziehungsaufbau und sozialen Austauschprozessen nach Blau (2005).

Die unterschiedlichen Erwartungen der interviewten Freiwilligen können durch die Organisationen erfüllt werden. Diejenigen, die über wenig soziale Eingebundenheit außerhalb des Organisationskontextes verfügen, gewinnen dadurch (neue) soziale Kontakte, die sonst in ihrem Alltag fehlten. Jene Interviewpersonen, die in ihrem familiären Umfeld bereits gut und eng eingebunden sind, bekommen ebenfalls die Möglichkeit sich freiwillig zu engagieren, es besteht jedoch kein Druck an den sozialen Aktivitäten teilzunehmen, die für die Gruppe der Freiwilligen organisiert werden.

Während diejenigen, die also ohnehin schon stark sozial eingebunden sind, keine Kapazitäten für neue Freundschaften haben bzw. in ihrer Freiwilligenarbeit nicht auf der Suche nach neuen sozialen Kontakten sind, stellt sich das Bild bei denjenigen, die familiär nicht so stark verortet sind, anders dar. Meine These ist, dass die unterschiedlichen Gruppen der Freiwilligen, wie sie in Kapitel 4.3.2 detailliert dargestellt wurden, heterogene Erwartungen an die Organisationen, bei denen sie sich freiwillig engagieren, und deren Angestellte haben. Jene, die sozial stark

eingebunden sind und nach Bourdieu über viel soziales Kapital im Sinne von „Ressourcen, die auf der *Zugehörigkeit zu einer Gruppe* beruhen“ (Bourdieu 1983, S. 190–191) verfügen, wollen nur ihrer Freiwilligenarbeit nachgehen und darüber hinaus nicht stark in die Organisation oder eine Gruppe von Freiwilligen eingebunden werden. Menschen, die sozial weniger stark eingebunden sind und in dieser Hinsicht einen Mangel verspüren, benötigen mehr persönliche Aufmerksamkeit, die ihnen entweder von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Organisationen oder von einer Gruppe oder einzelnen Freiwilligen entgegengebracht wird. Dies wird zusätzlich zur freiwilligen Tätigkeit, die ausgeübt wird, gewünscht.

Freiwilligenarbeit bietet die Möglichkeit persönlichen Interessen nachzugehen. Es gibt eine Vielzahl an unterschiedlichen Tätigkeitsbereichen, in denen ehrenamtlich mitgearbeitet werden kann. Einige Interviewpersonen konnten mit ihrer Freiwilligenarbeit Berufswünsche kompensieren, denen sie aus verschiedenen Gründen nicht nachgehen konnten (siehe Kapitel 4.1.3).

Eine bewusste Auswahl der freiwilligen Tätigkeit ist angesichts der Vielzahl an Möglichkeiten sich ehrenamtlich zu engagieren empfehlenswert. Das Angebot an unterschiedlichen Arten der Freiwilligenarbeit sowie die Zahl der Organisationen ist groß. Eine umfassende Information ist über Veranstaltungen wie die Freiwilligenmesse oder die Homepages der Organisationen möglich. Auch die Plattform Freiwilligenweb (siehe Kapitel 2.1.2) bietet einen guten Überblick über die Möglichkeiten freiwillig tätig zu werden. Eine Interviewte hat von einem Schnuppertag sehr profitiert, da sie sich so selbst ein Bild von der Tätigkeit und den damit verbundenen Aufgaben machen konnte.

Das formelle freiwillige Engagement in bestehenden und bekannten Organisationen ist vor allem für jene Personen, die eher „Mitläufer“ sind und sich nicht zu den „Gruppengründern vom Dienst“ zählen, interessant. Während diejenigen, die selbst etwas organisieren können oder wollen, nicht so stark auf Organisationen angewiesen sind, die den passenden Rahmen dazu bieten, ist dieser für Menschen, die zwar etwas tun wollen, selbst aber nicht über genügend Kontakte oder Möglichkeiten verfügen, besonders wichtig.

Pierre Bourdieu (1983) beschreibt Sozialkapital als die Größe des Beziehungsnetzes und das Vorhandensein der Kapitalformen im Beziehungsnetz. Über das Vorhandensein der Kapitalformen im Beziehungsnetz der Interviewten kann hier keine Aussage getroffen werden. Die Größe des Beziehungsnetzes kann allerdings anhand der sozialen Eingebundenheit der Interviewpersonen angenommen werden. Bezüglich des ökonomischen und des kulturellen Kapitals unterscheiden sich die Interviewpersonen wenig. Das kann unter anderem auch daran liegen, dass

bestimmte ökonomische und kulturelle Voraussetzungen, wie in Kapitel 2.1.4 ausgeführt, die Wahrscheinlichkeit freiwillig tätig zu sein, begünstigen. Anhand der Differenzen im vorhandenen sozialen Kapital können aber unterschiedliche Erwartungen an die freiwillige Tätigkeit festgestellt werden. Es ist also davon auszugehen, dass mit diesen heterogenen Bedürfnissen und Erwartungen vonseiten der Organisationen unterschiedlich umgegangen werden muss, wenn die Zufriedenheit der Freiwilligen erreicht werden soll.

Die Gruppen der Freiwilligen selbst werden einerseits von den meisten Interviewten hinsichtlich der Mentalität, ihrer finanziellen Situation und dem Grad ihrer Ausbildung als ähnlich beschrieben. Andererseits berichten drei Interviewpartner davon, bei ihrer Freiwilligenarbeit mit Menschen zusammen zu kommen, die sie unabhängig vom freiwilligen Engagement nicht kennengelernt hätten. Es kann also nach Hartung (2014), wie in Kapitel 2.2 ausgeführt, sowohl verbindendes als auch überbrückendes Sozialkapital festgestellt werden. Verknüpfendes Sozialkapital, also jenes, das über Hierarchieebenen hinweg entsteht, ist bei Freiwilligenarbeit nur bedingt zu erwarten. Die Hierarchie und damit verbundene Verpflichtungen, die im Erwerbsleben erlebt werden, weichen der Freiwilligkeit. Organisationen können also – nachdem sie Menschen unterschiedlichen Alters, Geschlechts oder Ethnizität zusammenbringen – tatsächlich als „Horte des Sozialkapitals“ (Bühlmann und Freitag 2004, S. 330) gesehen werden.

5.3 Benefits des freiwilligen Engagements für Organisationen

Organisationen erwerben durch die Freiwilligen, die sich bei ihnen formell ehrenamtlich engagieren, und deren soziales Kapital einbringen, Sozialkapital, was ihre Stellung als „Horte des Sozialkapitals“ (Bühlmann und Freitag 2004, S. 330) zumindest teilweise stärkt. Die Organisationen profitieren vom sozialen Kapital der Freiwilligen, vermehren dadurch ihr Sozialkapital und sind somit Nutznießer. Gleichzeitig stellen sie aber auch ein Umfeld zur Verfügung, in dem sich Menschen freiwillig engagieren können, wenn sie das möchten und schaffen so als Anbieter von Freiwilligenarbeit eine Möglichkeit zum Erwerb von sozialem Kapital.

Die oben beschriebenen Rahmenbedingungen müssen dabei, wenn die Organisation langfristig erfolgreich sein will, so gestaltet sein, dass die Freiwilligen den Austausch, der bei der Freiwilligenarbeit entsteht, als fair betrachten, sonst würden sie Blau (2005) zufolge nicht dabei bleiben, sondern diese beenden.

Informelle Treffen wie Freiwilligenausflüge oder ähnliche Veranstaltungen können eine Gelegenheit darstellen, um neue Menschen kennenzulernen und Kontakte zu knüpfen. Für

Organisationen ist das wichtig, damit das soziale Kapital der Freiwilligen gestärkt wird und sie dadurch in weiterer Folge ihr Sozialkapital festigen. Vor allem für Menschen mit niedriger sozialer Eingebundenheit sind solche Treffen wichtig, wenn neue soziale Beziehungen entstehen sollen. Bei diesen Veranstaltungen liegt der Fokus meist nicht so stark auf der Tätigkeit selbst, sondern auf dem gegenseitigen Austausch untereinander.

Organisationen, bei denen sich Freiwillige engagieren, sind – wie bereits ausgeführt – der Funktionslogik des Marktes unterworfen. Dessen sind sich die Interviewten offenbar deutlich bewusst. Wie in Kapitel 4.1.1 behandelt, schätzt ein Interviewter an der Freiwilligenarbeit im Gegensatz zur Erwerbsarbeit, dass er dort nicht hingehen muss, sondern kann. Gleichzeitig betont er aber, dass es sinnlos wäre, zu kommen wann er will, da sich die Organisation auf bestimmte Vereinbarungen verlassen können muss, um die Dienste entsprechend einzuplanen. Auf den „Dienstbetrieb“, der laufen muss, weist auch jene Interviewpartnerin hin, die eine leitende Funktion im Rahmen ihrer freiwilligen Tätigkeit inne hat. Von den Freiwilligen wird also ein gewisses Maß an Professionalität gefordert. Für die Interviewpersonen sind diese bestehenden Strukturen durch die Erfahrungen im Erwerbsleben bekannt und daher stellen diese kein Problem für sie dar. Die Organisationen würde beispielsweise der Wunsch häufig neue freiwillige Tätigkeiten auszuprobieren oder fehlende Verlässlichkeit seitens der Freiwilligen vor Schwierigkeiten stellen, da diese Planungssicherheit benötigen, um alle Dienste auch tatsächlich anbieten zu können. Das Commitment der Auskunftspersonen ist hier ganz klar gegeben. Die Organisationen bemühen sich durch Supervisions- sowie Seminarangebote und den in Kapitel 4.3.1 erwähnten Besuch und den Blumenstrauß offenbar um „ihre“ Freiwilligen, damit diese den Organisationen als Quellen des Sozialkapitals möglichst lange erhalten bleiben.

Wie oben beschrieben unterscheiden sich die Freiwilligen in ihrem Aktivitätslevel und in ihrer Selbständigkeit wenn es um den Zugang zum ehrenamtlichen Engagement geht (siehe Kapitel 4.2.1). Die Ansprache dieser diversen Typen sollte differieren, da davon auszugehen ist, dass jemand, der gern eigeninitiativ handelt und viele Vorschläge mitbringt auf eine andere Art der Akquise aufmerksam wird als Menschen, die zwar freiwillig mitarbeiten wollen, aber nicht genau wissen, was sie sich zutrauen können oder wollen. Die Erwartungen der (potentiellen) Freiwilligen unterscheiden sich nach dem Grad ihrer sozialen Eingebundenheit (siehe Kapitel 4.3.3). Es könnte für die Organisationen daher lohnend sein, bei Menschen, die sich zukünftig freiwillig engagieren wollen sowie bei bestehenden Freiwilligen in informellen Gesprächen zu erheben, wo sich diese auf dem Kontinuum der sozialen Eingebundenheit gerade befinden. Die Erwartungen der Freiwilligen an die Organisation könnte ebenfalls evaluiert werden, um die

Zufriedenheit auf beiden Seiten zu gewährleisten und aufrecht zu erhalten. Außerdem könnten „Schnuppertage“ organisiert werden, damit Menschen, die sich für ein bestimmtes freiwilliges Engagement interessieren, einen ersten Eindruck davon gewinnen können.

Doch nicht nur der Beginn, sondern auch das Ende der Freiwilligenarbeit sollte geplant werden. Die Beendigung eines freiwilligen Engagements ist manchmal mit Gewissensbissen verbunden und fällt den Freiwilligen daher nicht leicht. Ein Ausstiegsszenario bzw. Unterstützung beim Beenden einer ehrenamtlichen Tätigkeit seitens der Organisation ist empfehlenswert.

5.4 Resümee und Ausblick

Abschließend möchte ich betonen, dass ich mit vorliegender Arbeit zufrieden bin. Es war ein lehrreicher Prozess und ich habe dadurch viele spannende Menschen kennengelernt, die mir Eindrücke in ihre persönlichen Erfahrungen gewährt haben. Im Hinblick auf die statistische Datengrundlage waren die beiden Freiwilligenberichte, in denen das ehrenamtliche Engagement in Österreich detailliert abgebildet wird, förderlich. Die theoretische Einbettung in das soziale Kapital nach Bourdieu (1983) und die Austauschtheorien (Stegbauer 2011; Blau 2005) hat sich als geeignet erwiesen. Auch die Beschäftigung mit dem Modell der Ebenen und Dimensionen des Sozialkapitals von Hartung (2014) war für die vorliegende Arbeit lohnend.

Limitationen, die sich aus dem Forschungsthema im Allgemeinen ergeben, werden hier jedoch ebenfalls diskutiert. Eine methodische Reflexion habe ich bereits in Kapitel 3.4 vorgenommen. Nigel Swain kritisiert am Sozialkapital, wie Bourdieu es beschreibt, dass dieser innerhalb eines kapitalistischen Systems arbeite und das Konzept daher nur auf die Bourgeoisie anwendbar sei (vgl. Swain 2003, S. 187–189). Diese Kritik relativiert er allerdings später wieder: „His [Bourdieu, A.F.] refusal to contemplate any other form of society than bourgeois society, and any other form of social capital than links with people who have the economic and cultural capital of a bourgeois society, is a limitation; but it is one that can be ignored.“ (ebd., S. 202) Spannend wäre es für zukünftige Forschungen die Ambivalenz von Freiwilligenarbeit auf der einen Seite und dem aktuellen kapitalistischen System auf der anderen Seite zu untersuchen.

Bei den Bereichen der Freiwilligenarbeit, die an eine bestehende Organisation angedockt sind, deren „Kerngeschäft“ nicht die Freiwilligenarbeit selbst ist, zeigt sich eine Theorie-Praxis-Schere. Die Freiwilligen sind in diesen Organisationen wie Satelliten, die an die eigentliche Institution gekoppelt sind. Jene Interviewten, die in einem solchen Kontext tätig sind, erzählen, dass die Organisationen die Freiwilligen nicht „am Schirm“ hätten. Eine genauere Betrachtung

dieser Theorie-Praxis-Schere könnte eine spannende weiterführende Forschungsfrage begründen.

Das Ziel einer anknüpfenden Untersuchung könnte es auch sein, eine Typologie von Freiwilligen oder ein Modell der Freiwilligenarbeit (vgl. Resch et al. 2018, S. 114) zu erstellen. In diesem Zusammenhang könnte auch der unterschiedlichen sozialen Eingebundenheit der Freiwilligen, wie sie im Kapitel 4.3.3 thematisiert wurde, Rechnung getragen werden. Die zwei Pole eines zweidimensionalen Modells könnten beispielsweise die in Kapitel 4.2.1 beschriebenen Typen („Mitläufer“ und „Gruppengründer vom Dienst“) sein. Durch den Einbezug der unterschiedlichen Aktivitätslevel bzw. die Bereitschaft des Commitments könnte eine Typologie, die lediglich auf die Erwartungen von Freiwilligen abzielt (vgl. Reifenhäuser et al. 2012, S. 23), erweitert werden. Dieses Modell könnte für Organisationen, die freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben, hilfreich sein, um die Ansprache potentieller Freiwilliger präziser vorzunehmen und die unterschiedlichen Aktivitätslevel in der Einbindung der Freiwilligen zu berücksichtigen. Eine mögliche Forschungsfrage für eine solche Untersuchung könnte folgendermaßen lauten: Wie muss die Freiwilligenarbeit gestaltet sein, damit (ältere) Freiwillige diese subjektiv zufriedenstellend ausführen können?

Auch die Untersuchung spezifischerer Gruppen wären für zukünftige Forschungen im Hinblick auf einzelne Aspekte der vorliegenden Arbeit denkbar. So könnten beispielsweise Alleinlebende interviewt und dabei ein besonderes Augenmerk auf die soziale Eingebundenheit der Auskunftspersonen sowie das Sozialkapital der jeweiligen Organisationen gelegt werden. Im Hinblick auf die Relevanz des Übergangs vom Erwerbsleben in die Pension erscheinen Hausfrauen und –männer als interessante Zielgruppe, da hier damit zu rechnen ist, dass der Rollenverlust durch die Pensionierung gering ist. Der Fokus auf die Organisationen könnte in weiterführenden Untersuchungen ebenfalls im Mittelpunkt stehen. Die Perspektive von Menschen, die sich nicht freiwillig engagieren, stellt für zukünftige Untersuchungen eine lohnende dar. Auch Personen, die eine Freiwilligenarbeit begonnen, diese aber nach weniger als einem Jahr wieder aufgegeben haben, könnten vor allem aus Sicht der Organisationen, die freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben, interessant sein. Möglicherweise gab es hier ein Auseinanderklaffen der Erwartungen vonseiten der Freiwilligen und der Realität der Freiwilligenarbeit. Mit dem Wissen, warum ein freiwilliges Engagement wieder aufgegeben wurde, könnten die Organisationen entsprechend reagieren und die Umstände der Freiwilligenarbeit etwas stärker an die Erwartungen der potentiellen Freiwilligen anpassen.

Überrascht hat mich die hohe Relevanz der Pensionierung. Diese stellte für (fast) alle meiner Interviewpersonen einen Einschnitt in die Biografie dar und führte, insbesondere durch den in Kapitel 2.1.7 angeführten Rollenverlust dazu, nach einer alternativen Tätigkeit zu suchen, um der Langeweile vorzubeugen und der Woche ein Struktur zu geben. Im Falle meiner Interviewpersonen hat sich dafür die Freiwilligenarbeit angeboten und zu neuen Rollen, die ausgefüllt werden, geführt.

6. Literaturverzeichnis

- Anderson, Nicole D.; Damianakis, Thecla; Kröger, Edeltraut; Wagner, Laura M.; Dawson, Deirdre R.; Binns, Malcolm A. et al. (2014): The benefits associated with volunteering among seniors. A critical review and recommendations for future research. In: *Psychological Bulletin* 140 (6), S. 1505–1533.
- Backhaus-Maul, Holger; Hörnlein, Miriam (2014): Vorstellungswelten und Steuerungsversuche - Engagement in der verbandlichen Wohlfahrtspflege. In: Ruth Simsa und Annette E. Zimmer (Hg.): *Forschung zu Zivilgesellschaft, NPOs und Engagement. Quo vadis?* Wiesbaden: Springer, S. 115–131.
- Backhaus-Maul, Holger; Speck, Karsten; Hörnlein, Miriam; Krohn, Maud (2015): *Engagement in der Freien Wohlfahrtspflege*. Wiesbaden: Springer.
- Badelt, Christoph (1985): *Politische Ökonomie der Freiwilligenarbeit. Theoretische Grundlegung und Anwendungen in der Sozialpolitik*. Frankfurt, Main [u.a.]: Campus Verlag.
- Badelt, Christoph; Hollerweger, Eva (2007): Ehrenamtliche Arbeit im Nonprofit Sektor. In: Christoph Badelt, Michael Meyer und Ruth Simsa (Hg.): *Handbuch der Nonprofit Organisation. Strukturen und Management*. 4., überarbeitete Auflage. Stuttgart: Schäffer-Poeschel, S. 503–531.
- Badelt, Christoph; Meyer, Michael; Simsa, Ruth (Hg.) (2007): *Handbuch der Nonprofit Organisation. Strukturen und Management*. 4., überarbeitete Auflage. Stuttgart: Schäffer-Poeschel.
- Badura, Bernhard (2013a): Auf der Suche nach den Wurzeln von Gemeinsinn und Solidarität. In: Bernhard Badura, Wolfgang Greiner, Petra Rixgens, Max Ueberle und Martina Behr (Hg.): *Sozialkapital. Grundlagen von Gesundheit und Unternehmenserfolg*. 2., erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer, S. 1–17.
- Badura, Bernhard (2013b): Außerökonomische Bedingungen wirtschaftlichen Erfolgs. In: Bernhard Badura, Wolfgang Greiner, Petra Rixgens, Max Ueberle und Martina Behr (Hg.): *Sozialkapital. Grundlagen von Gesundheit und Unternehmenserfolg*. 2., erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer, S. 25–47.

- Badura, Bernhard; Greiner, Wolfgang; Rixgens, Petra; Ueberle, Max; Behr, Martina (Hg.) (2013): Sozialkapital. Grundlagen von Gesundheit und Unternehmenserfolg. 2., erweiterte Auflage. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Baltes, Paul B.; Smith, Jacqui (2003): New Frontiers in the Future of Aging. From Successful Aging of the Young Old to the Dilemmas of the Fourth Age. In: *Gerontology* 49 (2), S. 123–135.
- Blau, Peter M. (2005): Sozialer Austausch. In: Frank Adloff und Steffen Mau (Hg.): Vom Geben und Nehmen. Zur Soziologie der Reziprozität. Frankfurt, New York: Campus, S. 125–137.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwartz, S. 183–198.
- Brlica, Nina; Stelzer-Orthofer, Christine (2015): Rechtliche Rahmenbedingungen. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 66–74.
- Bühlmann, Marc; Freitag, Markus (2004): Individuelle und kontextuelle Determinanten der Teilhabe an Sozialkapital eine Mehrebenenanalyse zu den Bedingungen des Engagements in Freiwilligenorganisationen. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 56 (2), S. 326–349.
- Bundesarbeitsgemeinschaft Freie Wohlfahrt BAG. Online verfügbar unter <http://www.freie-wohlfahrt.at/>, zuletzt geprüft am 08.10.2017.
- Cannuscio, Carolyn; Block, Jason; Kawachi, Ichiro (2003): Social Capital and Successful Aging: The Role of Senior Housing. In: *Annals of Internal Medicine* 139 (5; 2), S. 395–399.
- Coleman, James S. (1988): Social Capital in the Creation of Human Capital. In: *American Journal of Sociology* 94, 95-120.
- Corporation for National and Community Service, Office of Research and Policy Development (2007): The Health Benefits of Volunteering: A Review of Recent Research. Washington, DC. Online verfügbar unter https://www.nationalser-vice.gov/pdf/07_0506_hbr.pdf, zuletzt geprüft am 14.01.2019.

- Detollenaere, Jens; Willems, Sara; Baert, Stijn (2017): Volunteering, income and health. In: *PLoS ONE* 12 (3), e0173139.
- Dowd, James J. (1975): Distributive Justice and Psychological Reactance: A Convergence of Homans and Brehm. In: *The Pacific Sociological Review* 18 (4), S. 421–441.
- Feistritzer, Gert; Schaup, Teresa; Lindner, Brigitte; Pflügl, Claudia (2013): Freiwilliges Engagement in Österreich. Bundesweite Bevölkerungsbefragung 2012. Hg. v. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Wien. Online verfügbar unter <http://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/0/1/0/CH2174/CMS1218022135039/fweinoerhebung2012kompl.pdf>, zuletzt geprüft am 17.01.2016.
- Freiwilligenweb. Online verfügbar unter <http://www.freiwilligenweb.at/>, zuletzt geprüft am 23.03.2017.
- Fuchs-Heinritz, Werner; Klimke, Daniela; Lautmann, Rüdiger; Rammstedt, Otthein; Stäheli, Urs; Weischer, Christoph; Wienold, Hanns (2011): Lexikon zur Soziologie. 5., überarbeitete Auflage. Wiesbaden: VS Verlag.
- Gefken, Andreas (2012): Sozialkapital und soziale Ungleichheit - Theorien und Forschungsstand. Universität Hamburg. Hamburg.
- Gehmacher, Ernst; Rammer, Alfred (2015): Sozialkapital - ein Schatz aus sozialen Verbindungen. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 146–149.
- Gensicke, Thomas (2005): Wachsende Gemeinschaftsaktivität und steigendes freiwilliges Engagement Ergebnisse aus dem zweiten Survey "Freiwilliges Engagement in Deutschland". In: *Informationsdienst Soziale Indikatoren* (34), S. 11–15.
- Gray, Anne (2009): The social capital of older people. In: *Ageing and Society* 29 (1), S. 5–31.
- Hartung, Susanne (2014): Sozialkapital und gesundheitliche Ungleichheit. Analyse des elterlichen Sozialkapitals in der schulischen Gesundheitsförderung. Wiesbaden: Springer.
- Hennig, Marina (2010): Soziales Kapital und seine Funktionsweise. In: Christian Stegbauer und Roger Häußling (Hg.): Handbuch Netzwerkforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 177–189.

- Heuser, Brian L. (2005): Social Cohesion and Voluntary Associations. In: *Peabody Journal of Education* 80 (4), S. 16–29.
- Hillmann, Karl-Heinz (2007): Wörterbuch der Soziologie. 5., vollständige überarbeitete und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner.
- Hofer, Bernhard (2015a): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Hg. v. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Wien. Online verfügbar unter http://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/9/4/2/CH2081/CMS1429081676030/freiwilligenbericht_2015.pdf, zuletzt geprüft am 17.01.2016.
- Hofer, Bernhard (2015b): Empirische Ergebnisse zum freiwilligen Engagement. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 18–37.
- Hofer, Bernhard; Pass, Claudia (2015a): Aktuelle Strukturen und Bereiche des österreichischen Freiwilligensektors. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 17–18.
- Hofer, Bernhard; Pass, Claudia (2015b): Was ist Freiwilligenarbeit bzw. freiwilliges Engagement? In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 1–16.
- Klein, Ansgar (2004): Einleitung: Arbeiten am Konzept Zivilgesellschaft. In: Ansgar Klein, Kristine Kern, Brigitte Geißel und Maria Berger (Hg.): *Zivilgesellschaft und Sozialkapital. Herausforderungen politischer und sozialer Integration*. Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwissenschaften, S. 19–22.
- Kusenbach, Margarethe (2003): Street Phenomenology. The Go-Along as Ethnographic Research Tool. In: *ethnography* 4 (3), S. 455–485. DOI: 10.1177/146613810343007.
- Kusenbach, Margarethe (2008): Mitgehen als Methode. Der "Go-Along" in der phänomenologischen Forschungspraxis. In: Jochen Dreher, Michaela Pfadenhauer, Jürgen Raab, Bernt Schnettler und Peter Stegmaier (Hg.): *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische*

- Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 349–358.
- Meyer, Michael; More-Hollerweger, Eva; Rameder, Paul (2009): Freiwilligenarbeit im Alter. In: Edeltraud Hanappi-Egger und Peter Schnedlitz (Hg.): Ageing society. Altern in der Stadt: aktuelle Trends und ihre Bedeutung für die strategische Stadtentwicklung. Wien: Facultas.wuv, S. 439–482.
- Meyer, Michael; Rameder, Paul (2011): Freiwilligenarbeit im Kontext: Individuelle, sozio-ökonomische und politische Einflussfaktoren. In: KWG (Hg.): Freiwilligenarbeit. Symposium 2011. Wien: Manz, S. 1–23.
- More-Hollerweger, Eva (2014): Entwicklungen von Freiwilligenarbeit. In: Ruth Simsa und Annette E. Zimmer (Hg.): Forschung zu Zivilgesellschaft, NPOs und Engagement. Quo vadis? Wiesbaden: Springer, S. 301–314.
- More-Hollerweger, Eva; Heimgartner, Arno (2009): Freiwilliges Engagement in Österreich. 1. Freiwilligenbericht. Hg. v. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Wien. Online verfügbar unter http://www.sozialministerium.at/cms/site/attachments/0/1/0/CH2174/CMS1218022135039/1._freiwilligenbericht_2009.pdf, zuletzt geprüft am 17.01.2016.
- More-Hollerweger, Eva; Rameder, Paul (2009): Freiwilliges Engagement und ältere Menschen. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Freiwilliges Engagement in Österreich. 1. Freiwilligenbericht. Wien, S. 120–136.
- Pass, Claudia; Hofer, Bernhard (2015): Persönlicher Nutzen. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 155–159.
- Pass, Claudia; Rammer, Alfred; Hofer, Bernhard (2015a): Bereiche des österreichischen Freiwilligensektors. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 38–66.
- Pass, Claudia; Rammer, Alfred; Hofer, Bernhard (2015b): Gewinnung von Freiwilligen. In: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (Hg.): Bericht zur Lage und zu den Perspektiven des Freiwilligen Engagements in Österreich. 2. Freiwilligenbericht. Wien, S. 169–180.

- Putnam, Robert D. (2001): Gesellschaft und Gemeinsinn. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung.
- Reifenhäuser, Carola; Hoffmann, Sarah G.; Kegel, Thomas (2012): Freiwilligen-Management. Hintergründe und Handlungsempfehlungen für ein gutes Management des freiwilligen Engagements. Regensburg: Walhalla Fachverlag.
- Resch, Katharina; Wanka, Anna; Fassl, Anna; Demmer, Julia; Kolland, Franz (2018): Bildungs- und Beteiligungschancen im Alter. In: Fonds Gesundes Österreich (Hg.): Faire Chancen gesund zu altern. Beiträge zur Förderung gesundheitlicher Chancengerechtigkeit älterer Menschen in Österreich. 1. Auflage. Wien: Gesundheit Österreich GmbH, S. 109–117.
- Rosenmayr, Leopold (1983): Die späte Freiheit. Das Alter - ein Stück bewußt gelebten Lebens. Berlin: Severin und Siedler.
- Rosenthal, Gabriele (2014): Interpretative Sozialforschung: Eine Einführung. 4. Aufl. Weinheim u.a.: Beltz Juventa.
- Schmidt-Grunert, Marianne (Hg.) (1999): Sozialarbeitsforschung konkret. Problemzentrierte Interviews als qualitative Erhebungsmethode. Freiburg im Breisgau: Lambertus.
- Siegrist, Johannes; Dragano, Nico; Knesebeck, Olaf von dem (2009): Soziales Kapital, soziale Ungleichheit und Gesundheit. In: Matthias Richter und Klaus Hurrelmann (Hg.): Gesundheitliche Ungleichheit. Grundlagen, Probleme, Perspektiven. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 167–180.
- Simonson, Julia; Hagen, Christine; Vogel, Claudia; Motel-Klingebiel, Andreas (2013): Ungleichheit sozialer Teilhabe im Alter. In: *Zeitschrift für Gerontologie und Geriatrie* 46 (5), S. 410–416.
- Simsa, Ruth; Zimmer, Annette E. (2014): Quo vadis? In: Ruth Simsa und Annette E. Zimmer (Hg.): Forschung zu Zivilgesellschaft, NPOs und Engagement. Quo vadis? Wiesbaden: Springer, S. 11–37.
- Sippel, Hanns-Jörg (2014): Stiftung Mitarbeit: Bürgerbeteiligung und Demokratieentwicklung. In: *Forschungsjournal Soziale Bewegungen* 27 (2), S. 19–41.
- Statistik Austria: Lebenserwartung in Gesundheit im Überblick (subjektiver Gesundheitszustand). Online verfügbar unter

http://www.statistik.at/web_de/statistiken/menschen_und_gesellschaft/gesundheit/gesundheitszustand/lebenserwartung_in_gesundheit/041863.html, zuletzt geprüft am 13.09.2017.

Stegbauer, Christian (2011): Reziprozität. Einführung in soziale Formen der Gegenseitigkeit. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Swain, Nigel (2003): Social Capital and its Uses. In: *European Journal of Sociology* 44 (2), S. 185–212.

Wegweiser Bürgergesellschaft. Online verfügbar unter <https://www.buergergesellschaft.de/praxishilfen/eigenmittel-erwirtschaften/risiken/intermediaere-organisationen/>, zuletzt geprüft am 20.10.2018.

Witzel, Andreas (1982): Verfahren der qualitativen Sozialforschung. Überblick und Alternativen. Frankfurt [am Main], New York: Campus Verlag.

Witzel, Andreas (1985): Das problemzentrierte Interview. In: Gerd Jüttemann (Hg.): *Qualitative Forschung in der Psychologie*. Weinheim [u.a.]: Beltz, S. 227–255.

Witzel, Andreas (2000): Das problemzentrierte Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* 1 (1, Art. 22). Online verfügbar unter <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/download/1132/2520>, zuletzt geprüft am 30.05.2016.

Zimmer, Annette; Priller, Eckhard (2007): *Gemeinnützige Organisationen im gesellschaftlichen Wandel. Ergebnisse der Dritte-Sektor-Forschung*. 2. Auflage. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

7. Anhang

7.1 Kontaktaufnahme zu BAG-Trägerorganisationen

Sehr geehrte Damen und Herren,

im Rahmen meines Masterstudiums am Institut für Soziologie der Universität Wien verfasse ich gerade meine Masterarbeit zum Thema Freiwilligenarbeit (Betreuung: Prof. Kolland). Dabei interessiert mich besonders, warum sich ältere Menschen (65+ Jahre) freiwillig im Rahmen einer Organisation engagieren und was sie brauchen, damit sie selbst mit ihrem Engagement subjektiv zufrieden sind.

Deshalb bin ich aktuell auf der Suche nach Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern aus Wien, die bereit sind, mir in einem entspannten Gespräch von ihrer Freiwilligenarbeit zu erzählen und mir ihre ganz persönliche Sicht auf ihr freiwilliges Engagement zu schildern. Konkret bin ich auf der Suche nach Menschen, die 65 Jahre oder älter sind und die einerseits erst kurz (etwa ein Jahr) freiwillig tätig sind oder sich andererseits bereits länger in Ihrer Organisation engagieren.

Die Namen der Befragten bleiben natürlich anonym und werden in der Arbeit - sofern gewünscht - nicht genannt.

Bitte könnten Sie den Kontakt zu potentiellen GesprächspartnerInnen herstellen?

Vielen Dank im Voraus für Ihre Unterstützung!

Liebe Grüße

7.2 Leitfaden

Vielen Dank, dass Sie sich die Zeit genommen haben, um mir von ihrem freiwilligen Engagement zu erzählen. Alles was Sie in diesem Zusammenhang für wichtig halten, ist auch für mich wichtig, da Ihre Sichtweise für mich interessant ist.

Damit ich im Gesprächsverlauf nichts vergesse, habe ich einen Leitfaden erstellt, der uns durch dieses Gespräch führen soll. Sollten Sie jedoch der Ansicht sein, dass ein wichtiger Aspekt übersprungen wurde, den Sie noch näher ausführen möchten, oder Sie vielleicht eine Frage nicht ganz verstanden haben, weisen Sie mich bitte darauf hin. Ich werde mir während Ihrer Erzählung möglicherweise Notizen machen, damit ich hinterher nichts vergesse.

All Ihre Antworten sind für mich wichtig. Es gibt keine falschen Antworten. Bitte beantworten Sie meine Fragen so offen wie möglich, denn mein Hauptanliegen ist es, mir ein Bild Ihrer persönlichen Erfahrungen zu diesem Thema zu machen und Ihre Sichtweise kennenzulernen.

Eigenes freiwilliges Engagement allgemein

- Bitte erzählen Sie mir alles über Ihr freiwilliges Engagement.
- Was tun Sie genau?
- Wie sind Sie zu diesem freiwilligen Engagement gekommen?
- Wie häufig sind Sie freiwillig tätig?
- Warum haben Sie sich für ein freiwilliges Engagement entschieden?
- Warum haben Sie sich gerade für diese Organisation entschieden? (Familie, Freunde, Bekannte, soziale Kontakte, Nähe zum Wohnort,...)
- Waren Sie immer schon in dieser Organisation tätig oder haben Sie die Organisation gewechselt? Wenn ja, warum?
- Was mögen Sie besonders an Ihrem freiwilligen Engagement?
- Was stört Sie an Ihrem freiwilligen Engagement?
- Was ist Ihnen bei Ihrem freiwilligen Engagement besonders wichtig?
- Was erleichtert Ihnen das freiwillige Engagement? Gibt es auch innerhalb der Organisation Voraussetzungen, die Ihnen Ihr freiwilliges Engagement erleichtern?
- Was erschwert Ihnen das freiwillige Engagement? Gibt es auch innerhalb der Organisation Voraussetzungen, die Ihnen Ihr Engagement erschweren?
- Spüren Sie Anerkennung oder Wertschätzung im Rahmen Ihrer freiwilligen Tätigkeit? Wenn ja, wie. Wenn nein, ist das ein Problem für Sie?

- Was fällt Ihnen zu „Respekt“ in Verbindung mit Ihrer persönlichen Tätigkeit als FreiwilligeR ein?
- Haben Sie eine ehrenamtliche Funktion inne? Wenn ja, warum? Wenn nein, würden Sie gerne ein Ehrenamt ausüben? Wenn ja, warum haben Sie (noch) keines? Wenn nein, warum nicht?

Beziehung zu anderen Freiwilligen und Hauptamtlichen

- Wie würden Sie die Beziehung zu anderen Freiwilligen beschreiben?
 - Ähnlichkeiten
 - Unterschiede
 - FreundInnen, KollegInnen, notwendiges Übel,...
- Haben Sie durch Ihr freiwilliges Engagement neue Freundschaften oder Bekanntschaften geknüpft?
- Was ist Ihnen in der Zusammenarbeit mit anderen Freiwilligen wichtig?
- Wie würden Sie die Beziehung zu den Hauptamtlichen beschreiben?
- Was ist Ihnen in der Zusammenarbeit mit den Hauptamtlichen wichtig?

Aufnahme von „neuen“ Freiwilligen

- Länger Tätige: Können Sie mir etwas darüber erzählen, was passiert, wenn neue Freiwillige dazukommen?
- Kurz Tätige: Können Sie mir etwas darüber erzählen, wie Sie in der Gruppe aufgenommen wurden?

Wünsche an das freiwillige Engagement

- Wenn Sie etwas an Ihrem freiwilligen Engagement verändern könnten, was wäre das?

7.3 Kurzfragebogen

Geschlecht männlich weiblich

Alter _____

Wohnort _____

Organisation

Hilfswerk Volkshilfe Caritas Diakonie Rotes Kreuz

andere: _____

Freiwillig tätig seit: _____

Tätigkeit vor der Pensionierung: _____

Wie viele Personen, Sie eingeschlossen, leben ständig in Ihrem Haushalt? _____

Familienstand ledig verheiratet geschieden verwitwet

Haben Sie Kinder? Wenn ja, wie viele? ja: _____ nein

Haben Sie Enkelkinder? Wenn ja, wie viele? ja: _____ nein

Wie gut kommen Sie mit Ihren finanziellen Mitteln aus?

- Sehr leicht
- Eher leicht
- Mit einigen Schwierigkeiten
- Mit großen Schwierigkeiten
- Keine Angabe

Welche höchste abgeschlossene Schulbildung haben Sie?

Volksschule Hauptschule Lehre, BMS Matura

Akademie, Hochschule, Universität

Wie ist Ihre Gesundheit allgemein?

Sehr gut Gut Mittelmäßig Schlecht Sehr schlecht

Wenn Sie für mehrere Tage wegfahren und für den Notfall einen Hausschlüssel bei jemandem lassen wollen: Wie vielen NachbarInnen könnten Sie Ihren Wohnungsschlüssel anvertrauen?

Niemandem Einem Einigen Allen, fast allen

Wenn Sie an Ihr soziales Umfeld, d.h. Ihre FreundInnen, NachbarInnen, Bekannten und Verwandten denken: Inwiefern treffen die folgenden Aussagen auf Sie zu? (jeweils: trifft genau zu, trifft eher zu, trifft eher nicht zu, trifft gar nicht zu)

- a) Ich kenne viele Menschen, auf die ich mich wirklich verlassen kann.
- b) Bei Bedarf kann ich mir Werkzeug oder Lebensmittel ausleihen.
- c) Ich fühle eine allgemeine Leere.
- d) Ich habe Personen in meinem Umfeld, auf die ich mich bei Problemen stützen kann.
- e) Ich vermisse es, Menschen um mich zu haben.
- f) Es gibt genug Menschen, die mir ihre Hilfe anbieten, wenn ich sie brauche.
- g) Es gibt genügend Menschen, mit denen ich mich eng verbunden fühle.
- h) Wenn ich krank bin, kann ich ohne Zögern Menschen bitten, wichtige Dinge für mich zu erledigen.
- i) Ich fühle mich oft im Stich gelassen.
- j) Wenn mir alles zu viel wird, helfen mir andere.

7.4 Interviewpersonen

IP	Geschlecht	Alter	Freiwillig seit	Interviewdauer (Min.)
IP1	w	66	2005	59
IP2	m	76	2003	52
IP3	w	62	2017	42
IP4	m	65	2016	69
IP5	m	84	2000	137
IP6	m	75	2005	134
IP7	w	70	1964	68
IP8	m	77	2001	88
IP9	w	64	2009	58
IP10	w	75	2013	63

Interviewperson 1, weiblich, 66 Jahre

IP 1 hat sich mit 53 Jahren, nachdem sie eine Erbschaft gemacht hat, dazu entschieden, ihre berufliche Tätigkeit aufzugeben. Stattdessen hat sie sich eine freiwillige Tätigkeit gesucht, die in ihr privates Interessensgebiet fällt. Sie ist geschieden, lebt alleine in ihrem Haushalt und hat weder Kinder noch Enkelkinder. Ihre höchste abgeschlossene Schulbildung ist die Matura. Sie war viele Jahre in einem Büro in einer leitenden Funktion angestellt und war zuletzt selbständig tätig. Mit ihren finanziellen Mitteln kommt sie, Dank der Erbschaft, sehr leicht aus. Ihren Gesundheitszustand beschreibt IP 1 als gut bis mittelmäßig. IP 1 hat ihre Freiwilligenarbeit kurz nach ihrem Ausscheiden aus der Erwerbsarbeit begonnen. In einer zweiten Organisation arbeitet sie ehrenamtlich in verschiedenen Bereichen mit. Einige Angestellte dieser Organisation sieht IP 1 als ihre Familie an, da sie selbst keine habe, man aber eine brauche. Die persönliche Bindung zur ersten Organisation ist hingegen nicht so stark ausgeprägt und sie vergleicht diese Kontakte eher mit einer beruflichen Beziehung.

Interviewperson 2, männlich, 76 Jahre

IP 2 ist mit 58 Jahren frühzeitig in Pension gegangen. Er lebt mit seiner Frau in einem gemeinsamen Haushalt. IP 2 hat zwei Kinder und drei Enkelkinder. Seine höchste abgeschlossene Schulbildung ist die Lehre. Mit seinen finanziellen Mitteln kommt er sehr leicht aus. Seinen Gesundheitszustand beschreibt er als mittelmäßig. Zur Freiwilligenarbeit kam IP 2 durch seine Frau. Er sieht sich selbst eher als Mitläufer und nicht als Macher. Selbst wäre er nicht auf die Idee gekommen, sich für eine freiwillige Tätigkeit zu melden.

Interviewperson 3, weiblich, 62 Jahre

IP 3 ist gerade erst in Pension gegangen und seit kurzem freiwillig tätig. Vor ihrer Pensionierung war sie Lehrerin. IP 3 ist verheiratet und lebt mit ihrem Mann in einem gemeinsamen Haushalt. Sie hat weder Kinder noch Enkelkinder. IP 3 hat einen Universitätsabschluss und kommt mit ihren finanziellen Mitteln sehr leicht aus. Ihren Gesundheitszustand beschreibt sie als gut. Schon vor ihrer Pensionierung hat sie sich dazu entschieden, einer freiwilligen Tätigkeit nachzugehen und hat sich proaktiv bei einer Organisation gemeldet. Bei ihrem freiwilligen Engagement kommt sie mit einer Person in Kontakt, die sie regelmäßig zu Hause besucht. IP 3 steht ganz am Beginn ihrer Freiwilligenarbeit und muss sich in ihrer Pension erst Orientierung und Struktur schaffen.

Interviewperson 4, männlich, 65 Jahre

IP 4 ist vor eineinhalb Jahren in Pension gegangen und gibt seither ehrenamtlich Nachhilfe. Er ist verheiratet, wohnt gemeinsam mit seiner Frau in einem Haushalt und hat drei erwachsene Söhne sowie ein Enkelkind. Er hat die Matura absolviert. IP 4 hat einige Schwierigkeiten mit seinem Einkommen auszukommen. Seinen Gesundheitszustand beschreibt er als gut. IP 4 hat als junger Erwachsener sechs Jahre lang in Afrika unterrichtet. Als er mit 30 Jahren wieder nach Österreich zurückkehrte, hätte er gerne weiterhin als Lehrer gearbeitet. Da ihm aber die entsprechende Ausbildung fehlt, konnte er sich diesen Berufswunsch in finanzieller Hinsicht nicht erfüllen. Für ihn war der Bereich, in dem er freiwillig tätig sein wollte, von Beginn an klar und er hat zielorientiert im Internet nach geeigneten Aufgaben recherchiert. Er möchte, dass seine Freiwilligenarbeit mit möglichst wenig Bürokratie verknüpft ist. Viele Dinge organisiert er privat, obwohl er bei Organisationen ehrenamtlich tätig ist, die über ein professionelles Freiwilligenmanagement verfügen. Wichtig ist ihm, dass er einer sinnvollen Tätigkeit nachgehen kann, die ihm gefällt. IP 4 engagiert sich außerdem im Bereich der gesellschaftlichen Freiwilligenarbeit.

Interviewperson 5, männlich, 84 Jahre

IP 5 war vor seiner Pensionierung als Professor an einer Universität tätig. Er lebt in einer betreuten Seniorenwohngemeinschaft getrennt von seiner Frau und hat drei Kinder und drei Enkelkinder. Mit seinen finanziellen Mitteln kommt er sehr leicht aus. Gesundheitlich geht es IP 5 sehr schlecht; sein Befinden beschreibt er allerdings als mittelmäßig. Durch seine Pensionierung wurden sowohl zeitliche als auch geistige Ressourcen frei und so suchte er sich andere Tätigkeiten. Er wurde Mitglied in einem Verein und gründete einige Jahre später in dessen Rahmen eine eigene Gruppe für ältere Menschen. Außerdem ist er in einem landwirtschaftlichen Verein tätig. IP 5 organisiert und leitet außerdem ehrenamtlich Sing-Abende und Tänze an. Er unterscheidet klar zwischen unterschiedlichen motivationalen Zugängen zu seinen freiwilligen Tätigkeiten. Während für ihn bei den Tätigkeiten in den beiden Vereinen die Idee im Vordergrund steht, sind ihm das Singen und Tanzen Herzensanliegen, die er für sich persönlich macht. IP 5 sieht sich als Macher; er hat mehrere Gruppen gegründet und war somit immer wieder Triebmotor für neue Gruppen(aktivitäten).

Interviewperson 6, männlich, 75 Jahre

IP 6 wurde früher als ihm lieb war in Pension geschickt und hat danach eine theologische Ausbildung absolviert. Er lebt gemeinsam mit seiner Frau in einem Haushalt. IP 6 hat drei Kinder und sieben Enkelkinder, mit denen er viel Kontakt hat. Vor seiner Pensionierung war er als Jurist in einer hohen beruflichen Position tätig. Mit seinen finanziellen Mitteln kommt er sehr leicht aus und seinen Gesundheitszustand beschreibt er als sehr gut. IP 6 geht vielen freiwilligen Tätigkeiten nach, welche er vor allem nach seinen Interessen ausgewählt hat. Seine Freiwilligenarbeiten haben häufig mit Beratung zu tun. Im Rahmen seiner freiwilligen Tätigkeiten ist er auf viel Ablehnung gestoßen. Dennoch hat er sich immer durchgesetzt, um in jenen Bereichen freiwillig mitarbeiten zu können, die er angestrebt hat. In der nachberuflichen Phase beschäftigt er sich nun auch mit jenen Interessen, die er davor nicht verfolgt hat bzw. verfolgen konnte.

Interviewperson 7, weiblich, 70 Jahre

IP 7 ist seit 1964 freiwillig engagiert. Sie ist verheiratet, hat drei Kinder, zwei Enkelkinder und wohnt gemeinsam mit ihrem Mann, der ebenfalls in der selben Organisation freiwillig tätig ist, in einem Haushalt. Sie hat eine Lehre abgeschlossen und war vor ihrer Pensionierung als Kindergärtnerin tätig. Ihren Gesundheitszustand beschreibt sie als gut, über ihr Auskommen mit dem Einkommen möchte sie keine Auskunft geben. Da IP 7 ihren Berufswunsch, aufgrund des Vetos ihrer Eltern nicht verfolgen konnte, meldete sie sich bei einer Organisation, die ihren Interessen entsprochen hat, als Freiwillige. In den vielen Jahren, in denen sie in dieser einen Organisation tätig ist, war sie dort immer ehrenamtlich. Zur Zeit des Kriegs in Bosnien war sie etwa eineinhalb Jahre bei der Stadt Wien in einer leitenden Funktion angestellt, da der wöchentliche Arbeitsaufwand in Stunden besonders hoch war. Hier hat sie eine entsprechende Anstellung für ihre Tätigkeit verlangt. Sie wünscht sich mehr öffentliche Aufmerksamkeit für die Leistungen der Freiwilligen und auch für die vielfältigen Angebote ihrer Organisation. Seit etwa 15 Jahren arbeitet sie freiwillig in dem Bereich, in dem sie aktuell tätig ist und hat eine Leitungsposition inne. IP 7 arbeitet durchschnittlich etwa 15 Stunden pro Woche freiwillig.

Interviewperson 8, männlich, 77 Jahre

IP 8 ist bereits mit 42 Jahren in Pension gegangen und war davor in einem Büro tätig. Seine Pension hat er zu Beginn mit Wandern verbracht. Als ihm das aber langweilig wurde, hat ihm seine Frau vorgeschlagen, sich eine freiwillige Tätigkeit zu suchen. Gefunden hat IP 8 seine erste freiwillige Tätigkeit, die er immer noch ausübt, über ein Vermittlungsbüro. Mittlerweile ist er auch in administrative Aufgaben der Organisation ehrenamtlich eingebunden. IP 8 geht außerdem mehrmals wöchentlich in ein Pflegeheim in der Nähe seiner Wohnung. Dort besucht er die Menschen, die auf der Bettenstation liegen. Mit seinen finanziellen Mitteln kommt er sehr leicht aus und seinen Gesundheitszustand beschreibt er als sehr gut. Er hat eine Lehre absolviert. Seine Frau ist vor sechs Jahren verstorben, heute hat er eine Freundin. Er lebt allerdings alleine. Seine Frau hat drei Kinder in die Ehe mitgebracht, der Kontakt zu diesen ist nicht besonders eng. Seinen leiblichen Sohn, der in Deutschland lebt, sieht er selten. Insgesamt hat er sieben Enkelkinder. Mit einer Nachbarin pflegt er guten Kontakt. Sie putzt seine Wohnung und bringt ihm manchmal etwas Gekochtes. An seinem freiwilligen Engagement schätzt er besonders den menschlichen Kontakt.

Interviewperson 9, weiblich, 64 Jahre

IP 9 ist mit 55 Jahren in Pension gegangen und war davor als Lehrerin tätig. Sie hatte bereits als junge Frau Angst vor der Pensionierung und der dadurch fehlenden Struktur. Mit ihrer Pensionierung suchte sie nach einer freiwilligen Tätigkeit und probierte in diesem Zusammenhang einiges aus. Mit der Arbeit bei einer Organisation, die Beratung anbietet und der Unterstützung eines jungen Mannes hat sie nun zwei Bereiche gefunden, mit denen sie sehr glücklich ist. An ihrer freiwilligen Tätigkeit schätzt sie, dass sie hier ihre Stärken einbringen kann; das ist ihr im Beruf nicht so gut gelungen. IP 9 ist verheiratet, lebt gemeinsam mit ihrem Mann in einem Haushalt und hat zwei Söhne. Ihren Gesundheitszustand bezeichnet sie als sehr gut und mit ihren finanziellen Mitteln kommt sie sehr leicht aus. Sie ist pro Woche durchschnittlichen vier Stunden ehrenamtlich aktiv.

Interviewperson 10, weiblich, 75 Jahre

IP 10 ist ledig, lebt alleine und hat weder Kinder noch Enkelkinder. Ihren Gesundheitszustand beschreibt sie als sehr gut. Sie hat einen Universitätsabschluss und war vor ihrer Pensionierung im Vertrieb tätig. Bereits während ihrer Berufstätigkeit wurde sie von einem Reisebüro gefragt, ob sie die ehrenamtliche Reiseleitung übernehmen wolle. Nach ihrer Pensionierung hat sie diese Tätigkeit ausgebaut. Die Reiseleitungen hat sie bis zu ihrer Hüftoperation ausgeführt. Nach dieser Operation traute sie sich diese Reisen und die damit einhergehende Verantwortung nicht mehr zu und suchte bei der Freiwilligenmesse nach einer anderen freiwilligen Tätigkeit, wo sie auch fündig wurde. Ihre aktuelle Freiwilligenarbeit, die einen halben Tag pro Woche ausfüllt, hat bei ihr einen Reflexionsprozess angestoßen und sie merkt nun, wie wichtig Kleinigkeiten sein können. Sie hat sich für diese freiwillige Tätigkeit entschieden, weil ihr „etwas Zwischenmenschliches“ gefehlt habe und sie der Gesellschaft etwas zurückgeben wolle.

Abstract

Freiwilligenarbeit ist ein wichtiger Teil der Gesellschaft und bringt sowohl dieser als auch den Freiwilligen Vorteile. Wir werden immer älter und das bei guter Gesundheit; daher sind ältere Menschen eine besonders interessante Gruppe im Hinblick auf Freiwilligenarbeit. Doch warum engagieren sich ältere Menschen formell freiwillig und welche Unterschiede bestehen hinsichtlich der sozialen Eingebundenheit der Freiwilligen? Was bedeuten diese Unterschiede in Bezug auf die Erwartung an die jeweilige Freiwilligenarbeit? Diese und weitere Fragen stehen im Fokus der vorliegenden Masterarbeit.

Eine theoretische Einbettung erfolgt in Theorien des Sozialkapitals, wobei ein besonderer Schwerpunkt auf Pierre Bourdieus sozialem Kapital liegt. Theorien zu sozialen Austauschprozessen sowie die Rolle von Non-Profit-Organisationen bilden ebenfalls einen Teil des theoretischen Hintergrunds, um das Thema näher zu beleuchten.

Zur Beantwortung der Forschungsfrage wurden zehn problemzentrierte Interviews mit Seniorinnen und Senioren, die sich in Wien freiwillig engagieren, ausgewertet und interpretiert. Die Ergebnisse verdeutlichen die Motive für deren freiwilliges Engagement sowie den Benefit der Freiwilligenarbeit in Bezug auf die soziale Eingebundenheit der freiwillig Engagierten.

Voluntary work is an important part of society and carries advantages not only for the former but also the volunteers. We are getting older and spending more years in good health; therefore older people are an interesting target group of volunteers. But why do older people work voluntarily in organisations and what are the differences regarding their social embeddedness? What do those distinctions mean concerning the expectations focused on voluntary work? The emphasis of this master's thesis is on these and other questions.

The theoretical embedding is done in theories of social capital, with a focal point on Pierre Bourdieu's social capital in particular. Theories concerning processes of social exchange and the role of Non-Profit-Organisations are also part of the theoretical framework, to further examine the subject.

In order to answer the research questions ten problem-centred interviews with seniors, who work voluntarily in Vienna have been analysed and interpreted. The results illustrate the reasons for doing their voluntary work as well as the benefits of voluntary work in relation to social embeddedness of the volunteers.